

# Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **80 (1984)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Buchbesprechungen - Comptes rendus de livres

KATALIN HORN: Der aktive und der passive Märchenheld. Basel: Krebs 1983. 150 S. (Beiträge zur Volkskunde, 5).

Ausgehend von dem in der Reihe «Märchen der Weltliteratur» veröffentlichten Material unternimmt Katalin Horn den Versuch, am Beispiel der zentralen Figur des agierenden Helden Handlungsstrukturen innerhalb des europäischen Märchens einer differenzierten Interpretation zu unterziehen, die die Handlungsprogression, den elementaren Bestandteil des Märchens also, nicht als zufälligen Ereignisverlauf deutet, in dem der Held lediglich eine bedeutsame Rolle spielt, sondern als Tat der Hauptperson schlechthin. Denn Aktion und Figur vereinigen sich zu einer aktiven Komponente, welche die Trennung zwischen Handlung und Persönlichkeit weitgehend aufhebt und die Eigenschaften des Märchenhelden, mit denen sich Horn im ersten Teil ihrer Studie auseinandersetzt, als Vorstufe, Begründung und auslösendes Moment und damit ebenfalls als aktives Schema begreifen lässt. Diese Eigenschaften stehen nämlich mit den einzelnen Ereignissen und Abenteuern, an deren Ende im Märchen die (Er-)Lösung steht, in kausalem Zusammenhang; so ist der Held «wesenhaft ein Wanderer» (Max Lüthi), der frei über sich verfügt, sich nicht um weltliche Dinge wie Reichtum kümmert und mit seiner Dummheit über eine – dem Märchen eigene – Dimension von Klugheit verfügt. Derartige Verfasstheit macht ihn frei, mit ihr reagiert er, mit ihr steuert er die zu vollbringende Tat.

Als Handelnden skizziert ihn der zweite Abschnitt der Untersuchung. Er ist der starke, kämpferische Held, der Ungeheuer tötet und seine Feinde bezwingt, furchtlos und listig, ausgestattet mit magischen Fähigkeiten; er versteht die Sprache der Tiere und vermag sich Zaubergegenstände zu beschaffen. Spätestens hier aber hebt sich der Unterschied von aktiv und passiv auf, denn die durch helfende Wesen und Dinge erfahrene Hilfe wird Teil des Aktionsstranges, Passivität zur negativen, für die magische Welt des Märchens Raum schaffenden Aktivität; denn ob mit Beistand der Braut, der helfenden Tiere oder der Jenseitigen die Lösung von Aufgaben, die Überwindung von Hindernissen erreicht wird, letztlich ist es der Held selbst, der sich seine Helfer durch eine frühere Tat verpflichtet und somit die Handlung initiiert hat.

Horn gelingt diese Analyse von Erzählstrukturen und -techniken, indem sie das zugrunde liegende Material so nimmt, wie es ist, ohne dass für sie Überlegungen zu Herkunft, Überlieferung und Veränderung einzelner Typen und Motive eine Rolle spielen. Sie betrachtet das Märchen als eine in sich geschlossene Gattung mit eigenen Bilder- und Sprachformen, die sich nur soweit an der Wirklichkeit anlehnen, wie es zum Verständnis für den Hörer oder Leser notwendig ist. Damit wird eindringlicher noch als in manchen früheren Untersuchungen der Handlungsverlauf im Märchen als eine Kette von Aktivitäten erkannt, die eine Trennung von aktiv und passiv, von Handeln und Erdulden nicht als binäre Opposition, sondern als transformierbare Größen ausweisen. Als auffallendstes Ergebnis mag hierbei gelten, dass der Held dennoch nicht als handelnder Roboter eines Erzählschemas erscheint, sondern dass vor allem die Psychologie dieser Figur erarbeitet und auf die Realität der konkreten Umwelt bezogen werden kann, d.h. auf das Wechselspiel von Produktion des Erzählers und Rezeption des Konsumenten, der im Märchenhelden sowohl die den Handlungsverlauf garantierende Spannung gewährleistet, als auch in ihr seine Vorstellungen und Wünsche verwirklicht sieht. Der aktiv-passiv handelnde Held stellt sich folglich als autogener Handlungsmechanismus des Märchens dar, dessen Wirkung u.a. auf dem Einbezug von Versatzstücken aus dem Umfeld des Hörers beruht.

Die überraschende psychische Feinzeichnung des Helden hebt allerdings die Antithese von Figur und Person, von Märchenwelt und Wirklichkeit nicht auf. Denn zu sehr ist der Märchenheld mit erzählerischen Stereotypen belastet, als dass dies bereits die Feststellung, die Weltauffassung des Märchens sei realistischer als die der scheinbar realistischen Sage (S. 44), rechtfertigen könnte. Wenn solche Aussagen im Gesamtzusammenhang der Untersuchung wie auch die Argumentation Horns grundsätzlich einleuchtend erscheinen, dann darf darüber nicht vergessen werden, dass sie anhand der Auswertung eines in sich schon wieder angeglichenen, da literarisierter Märchenmaterials gewonnen wurden, aus dem sich ohne Schwierigkeiten ein Grobraster isolierter Aktivitäten des Helden erarbeiten lässt. Hier aber könnten durch Berücksichtigung des aus grösseren Handlungseinheiten bestehenden Erzählzusammenhanges, wie der individuellen Austauschbarkeit einzelner Handlungselemente, zusätzliche Erkenntnisse über die Erzählstruktur des Märchens gewonnen werden. Einen wichtigen Schritt auf diesem Wege hat Katalin Horn geleistet.

Christoph Daxelmüller

EDITH HÖRANDNER und FRIEDL JARY: Mitfeiern! Festland Österreich. Feste – Feiern – Volkskultur. Wien: Verlag Kultur und Volk 1983. 160 S.

Als Folge der intensiven ethnologischen Festforschung der letzten Jahre, die sich in allen europäischen Ländern mit mehr oder minder gleicher Intensität vollzog, kann man jetzt konstatieren, dass populäre, aber dennoch fachlich fundierte Festkalender den «Praxisbezug» für den interessierten Laien erleichtern sollen.

In der Bundesrepublik gibt es derweil einige regionale Festführer, etwa von Dietmar Sauer mann (Feste in Westfalen) oder von Leander Petzoldt (Volksfeste). Die interpretierende und thematisch strukturierte Ausgabe von Ingeborg Weber-Kellermann (Volksfeste in Deutschland) hat den eigentlichen Festkalender nur im Anhang.

Die hier anzuzeigende österreichische Festübersicht ist von den beiden Autorinnen als eine «gesamtösterreichische Informationshilfe» gedacht. Im Sinne solcher Handlichkeit («Ein Buch zum Einstecken») ist auch die Darbietung des Materials nach Bundesländern und hier nach dem Kalenderdatum geordnet. So kann der volkskundlich interessierte Tourist schnell gemäss seinem räumlichen und zeitlichen Standort die jeweils festliche Besonderheit ausmachen. Um dauernde Wiederholungen zu vermeiden, haben die Autorinnen gleiche Bräuche und Feste nicht für alle neun Bundesländer und Wien jeweils neu aufgeführt, sondern primär «solche Bräuche berücksichtigt, denen ein gewisser Singulärcharakter zukommt, d. h. die in einem anderen Bundesland keine gleichwertige Entsprechung haben» (S.7). Weiterhin waren die Verfasserinnen bestrebt, nicht durch übermässige Berücksichtigung spektakulärer Schaubräuche den vielfältigen, aber «unauffälligen Brauchvollzug» (im Osten Österreichs z. B.) zu überdecken.

Die Informationen zu den einzelnen Festen und Bräuchen sind sehr knapp gehalten – manchmal nur die Nennung und wenige erläuternde Zeilen, manchmal aber auch längere Erklärungen zu Sinn und Geschichte. Ein kurzes, weiterführendes Literaturverzeichnis beschliesst den Band.

Vielleicht könnten noch Ortsregister oder eine datenvergleichende Übersicht zusätzliche Kurzinformation bieten. Für den Österreich bereisenden Volkskundler ist der Festführer nicht primär geplant und nur bedingt hilfreich, der interessierte Laie muss noch vieles vor Ort selber 'erforschen'. Die Autorinnen kündigen einzelne, für jedes Bundesland gesondert zusammengestellte Regionalführer zu Festen und Bräuchen an, es liegt in der Sache von 'Nationalübersichten', pauschal und selten tiefgründig sein zu können.

Andreas C. Bimmer

ALTE TAGEBÜCHER und ANSCHREIBEBÜCHER. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa. Hg. v. Helmut Ottenjann u. Günter Wie-

gelmann. Münster: Coppenrath 1982. VIII, 292 S., Abb., Tab., Karten. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 33).

Beim vorliegenden Buch handelt es sich um einen Sammelband, der, gegliedert nach «Übersichten» und «Auswertungen», insgesamt vierzehn Aufsätze über Tage- und Anschreibebücher aus Dänemark, Schweden, den Niederlanden, Hesser, Niedersachsen (Osnabrücker Artland, Ostfriesland, Grevenkop) und Holstein enthält, wovon allein vier dänische Verhältnisse berücksichtigen. Allgemeiner und damit auch überregional anwendbar behandeln das Thema vier Aufsätze: «Bemerkungen zu Notiz- und Rechnungsbüchern (...)» (*Alfred Höck*), «Vorbilder, Formen und Funktionen ländlicher Anschreibebücher» (*Marie-Luise Hopf-Droste*), «Wie viele Menschen konnten in Deutschland um 1800 lesen und schreiben?» (*Ernst Hinrichs*) und «Buchführungssysteme ländlicher Werkstätten (...)» (*Helmut Ottenjann*). Acht der reich mit Abbildungen, Tabellen, Diagrammen und Karten versehenen Beiträge schliessen mit einem mehr oder weniger umfangreichen Literaturverzeichnis ab. Der Sammelband ist das Ergebnis einer internationalen Arbeitstagung, die 1981 im Niedersächsischen Freilichtmuseum in Cloppenburg stattgefunden hat. Das Projekt wurde, wie andere gleichzeitig laufende volkskundliche Forschungsvorhaben in Cloppenburg (Möbel), Aurich und Schleswig (Handwerk) und Grossweil (bäuerliches Gerät), von der Stiftung Volkswagenwerk in Hannover finanziell grosszügig gefördert.

Die (Wieder-)Entdecker der bäuerlichen Tage- und Anschreibebücher, der ländlichen Notiz- und Rechnungsbücher, der landhandwerklichen Kunden- und Buchführungsbücher und der volkstümlichen Arbeitsjournale und Landwirtschaftskalender als ethnologische Quellen sind *Bjarne Stoklund* (Kopenhagen) und *Helmut Ottenjann* (Cloppenburg), die um 1970 fast gleichzeitig die immense Bedeutung dieser Schriftstücke für die volkskundliche Forschung richtig erkannt haben. Helmut Ottenjann ist bei seinen Möbelforschungen mehr durch Zufall als durch gezieltes Suchen auf dieses schier unerschöpfliche Quellenmaterial gestossen, wie er mir bei meinem Besuch seines Museums in Cloppenburg 1980 erzählt hat. Bei diesen Büchern handelt es sich um «die privaten Aufzeichnungen von Menschen, die auf dem Lande lebten. Diese notierten über einen längeren Zeitraum hinweg Anliegen ihrer Familien, ihres Hofes oder Betriebes in Kladden, alles, was den Schreibenden wichtig war» (S. VII). Wichtig für uns sind sie, weil wir erstmals archivalische Quellen vor uns haben, die nicht *über* die ländliche Bevölkerung in Form von Hinterlassenschaftsinventaren, Gerichtsprotokollen und Verordnungen, sondern *von* ihr selbst verfasst worden sind. Wir gewinnen so grösseren Einblick aus erster Hand und wesentlich differenzierter als bisher in das bäuerliche und ländlich-handwerkliche Alltagsleben im 18. und 19. Jahrhundert, erhalten zusätzliche Information zur Erfassung des generellen Verhaltens, des historischen Kulturbildes und der gesellschaftlichen Veränderungen dieser Unterschicht und eröffnen uns direkten Zugang zu den Lebensbedingungen der früheren Hersteller, Verkäufer und Abnehmer.

Die Beiträge geben einen ausgezeichneten Überblick über den historischen Wert und die wissenschaftlichen Möglichkeiten eines Quellenmaterials, das bisher auch in Bayern viel zu wenig beachtet und zu dürftig ausgewertet worden ist, wenn es hierzulande auch nicht ganz unbekannt war (vgl. die Möbelforschungen von Torsten Gebhard von 1937). Dennoch: Das Buch, Grundlagenliteratur für die Beschäftigung mit bäuerlichen Aufzeichnungen, gibt uns auf, auch und gerade bei sachkundlichen Forschungen die Heranziehung dieses Quellenmaterials zur absoluten Pflicht zu machen. Künftig führt kein Weg mehr vorbei an der Auswertung der alten Tage- und Anschreibebücher der Bauern und Handwerker. Ihr volkskultureller Aussagewert ist zu hoch, ihr historischer Inhalt zu gewichtig. Es ist zu erwarten, dass die Ergebnisse schon bald mehr Licht in die Erforschung der ländlichen Sachkultur bringen werden.

Helmut Sperber

JAHRBUCH FÜR VOLKSLIEDFORSCHUNG. Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs hg. von R.W. Brednich und J. Dittmar. 27./28. Jg. 1982/83. Festschrift für Lutz Röhrich zum 60. Geburtstag. Berlin: Schmidt 1982. XXIII, 392 S., Noten, Tafeln.

Festschriften sind allemal ein Lesevergnügen, bieten sie doch nicht nur Vielfältigeres, sondern oft auch Grundsätzlicheres und Persönlicheres, als dies in «normalen» Sammelschriften möglich und üblich ist, dazu manche ergötzliche Kleinigkeit, die, hübsch verpackt, sich als Geburtstagsgeschenk besonders eignet. Schwieriger ist all dies für den Rezensenten. Deshalb sei hier eher versucht, Eindrücke zu vermitteln und zum Lesen zu ermuntern, als den bunten Strauss, geordneter Erkenntnis zuliebe, systematisch zu zerpfücken. Immerhin würde dies nicht völlig aus dem Rahmen fallen, widmet sich doch der Beitrag von *W. Mieder* just den modernen Varianten des blättchenzupfenden Blumenorakels «Er liebt mich, liebt nicht...» (mit köstlichen Beispielen parodistischer Übertragung auf andere Situationen). Der Jubilar, dem der Strauss gilt, *Lutz Röhrich*, der Freiburger Ordinarius für Volkskunde und Hausherr des Deutschen Volksliedarchivs, wird ihn lieben und sich, mit Recht, darin geehrt fühlen, sind es doch «seine» Themen, die hier abgehandelt werden, seine Kollegen und Schüler, die über gemeinsam Erarbeitetes räsonieren oder von ihm empfangene Anregungen weiterentwickeln.

Nach den Redensarten der Witz: Als Beitrag zur Kenntnis vom Kontext des Witzerzählens versteht *L. Dégb* ihr Protokoll eines Erzählerlebnisses «The Jokes of an Irishman in a Multiethnic Urban Environment». Persönlichkeit, Situation, Interaktion mit dem Publikum und ihre Auswirkung auf Themenwahl und -abfolge sowie Sprachgestaltung werden sorgfältig registriert. Ein geistreicher Artikel, von *R. Wehse*, ist der «Parodie – eine neue Einfache Form?» gewidmet. Im Jolles'-Rankeschen Sinn sei die Parodie tatsächlich eine Einfache Form, in ihrer formalen und/oder inhaltlichen Abhängigkeit aber doch eine Meta-Gattung. Anhand mündlich und bildlich tradiertes, vergnüglicher Beispiele erörtert der Verfasser durchaus ernsthaft Kontext- und Performanz-Fragen, dazu diejenigen nach den Trägern (insbes. altersgruppenspezifische Präferenzen), nach Alter und Tradierungsmodi. Die aktuelle Frage nach dem Umgang, der Handhabung geistiger Güter steht im Zentrum dreier weiterer Arbeiten. So versucht *B. Toelken* erfolgreich und eindrucklich, in «Considerations for Further Research on the Alpine Yodel» die bisher nicht beachteten ästhetisch-semiotischen und die Performance-Aspekte des Jodelns in einer salzburgerischen Bauernfamilie zu analysieren. *H. Lixfeld* schildert in «Sänger und Gemeindkultur im Schwarzwald» soziale Stellung, Repertoire und Singanlässe eines Heimatsängers und dessen subtil abgestuften, auf Situation und Publikum bezogenen Umgang mit den Liedern, der durch wechselnde Kleidung unterstützt und visualisiert wird. Bereits berühmt geworden ist *R. W. Brednichs* Beitrag «Erziehung durch Gesang». Er untersucht darin die vom Inhalt teilweise entfernte pädagogisch-religiös indoktrinierende und die soziale, gemeinschaftsbildende und -erhaltende Funktion der Zeitungslieder bei den Hutterern. Die Folge solchen Singens seien unaufgeklärte, aber glückliche, unselbständige, aber seelisch gesunde Menschen.

Ob aller Kontext- und Performanzforschung den Text selbst nicht zu vergessen, gerade beim Märchen, dafür plädiert in sehr persönlicher, eindrucklicher Weise *M. Lütthi* mit seinem «Lob der Autonomie und der Heteronomie». Das gelungene Zusammenspiel beider sei so beglückend im Märchen wie notwendig in der Wissenschaft. Der Text habe ein längeres Leben als seine einzelne Aktualisierung, diese dafür mehr Wirklichkeitsnähe. Dichtungen vergangener Zeit könnten, abgelöst vom Kontext, besser zu neuer Wirkung kommen, während Kontextforschung allein einen Text zu ersticken drohe. Man mag die Beiträge, die sich mit älterer Literatur befassen, als Probe aufs Exempel nehmen. *D. Ward* erläutert in «Honor

and Shame in the Middle Ages», dass Ausdrücke wie *êre* und *leit* nicht persönlich-seelische Qualitäten, sondern konkret-soziale Befindlichkeiten meinen und wie von daher erst etwa ein Nibelungenlied stimmig interpretiert werden kann. Das reichliche Fortleben antiker Erzählstoffe in Gasts «*Virginitas*», einer Erziehungsschrift und Exempelsammlung, weist sorgfältig *H. Trümper* nach. Die erbauliche Wirkung allerdings will sich heute nicht mehr einstellen. Das Wechselverhältnis von historischer Überlieferung, Mirakel und Kult der hl. Elisabeth und den Sieg der kirchlichen Autorität über die konkrete Lebensspur zeichnet eindrücklich *P. Assions* Studie «Kultzeugnis und Kultintention» nach.

Einem schwierigen Problem widmet sich *L. Petzoldt* mit «Märchen und Magie». Magische Elemente sind im Märchen nicht so sehr anti-religiöses Weltbild als spezifische Funktionsträger. Sie deuten deshalb weniger auf historisch ältere oder phylogenetisch überwundene, denn auf ontogenetisch frühere Schichten hin.

Kleinere Beiträge gelten der Sagenforschung. *L. Schmidt* kommentiert einige interessante Züge im Zusammenhang mit Hirteninstrumenten. *T. Dömötör* geht auf den Vorstellungskomplex der dämonisch-bösen «Schönen Frauen im ungarischen Volksaberglauben» ein. Und der (letzte) Aufsatz von *R. Wildhaber* zeigt, wie ein einzelnes Sagenelement, der Altersvers, in die verschiedensten Zusammenhänge eingehen kann.

Auch die Brauchforschung kommt zu Wort. *M. Belgrader* berichtet vom neu-eingeführten «Scheibenschlagen in Heuweiler», das sich im Stimmungsvoll-Geselligen, ohne tief sinnige Verbrämung, genügt. *D.-R. Moser* legt in «Elf als Zahl der Narren» seine Herleitung von Elferrat und 11.11. als Fastnachtsbeginn vor, Elemente des Kölner Karnevals seit 1823. Die katechetischen Bedeutungsfelder der Elf – Inbegriff der Sünde als Überschreitung des Dekalogs und letzte Stunde vor der Endzeit – scheinen ihm dafür stärker bestimmend als Martinstag und Revolutionsbrauchtum.

Der Lied- und Singforschung gelten eine Reihe von weiteren Beiträgen. *G. Meinel* entwickelt das Bedeutungssystem der (bäuerlichen) «Pflanzenmetaphorik im Volkslied»; sie weist auf die lange Kontinuität dieses Bildgebrauchs hin, vermutet aber in der heutigen Naturferne sein Ende. Mit studentischem Liedgut, wie es repräsentativ ein handschriftliches Ulmer Liederbüchlein von 1788 enthält, beschäftigt sich *J. Dittmar*. Die Rezeptions- und Gebrauchsgeschichte von Schillers Räuberlied schildert spannend *W. Linder-Beroud*. Schleswig-holsteinische Liederbücher von 1802–1864 interpretiert *O. Holzappel* als getreulichen Spiegel der politisch-kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Dänemark. Einen Beitrag zur Interethnik, zum (früher verschwiegenen) Austauschprozess im Liedrepertoire der Gottscheer, liefert *M. Ruch*. Auf ein bernisches Gefangenlied aus dem 18. Jahrhundert und seine Hintergründe macht *B. James* aufmerksam. *Klaus und Juliana Roth* stellen die bis heute populären bulgarischen Liederheftchen vor, die oft den ersten und billigsten Lesestoff boten. *S. Tops* Artikel gilt dem Verhältnis von Lied und Biographie (wie es ähnlich Martin Scharfe für Wandschmuck nachgewiesen hat). Der selten untersuchte Umgang mit der Melodie beim Singen ist Gegenstand von *E. Klusens* wichtigem Beitrag «Oma singt». Musikalischen Fragen gelten auch die Miscellen von *H. Braun* über ein vermutlich von einem schlesischen Weihnachtslied inspiriertes Seitenthema in Beethovens Violinkonzert und von *W. Stief*, der Bartóks ebenso souveränen wie verständnisvollen Umgang mit Elementen der Bauernmusik in eigenen Kompositionen aufzeigt. *W. Suppan* – last, not least – ermöglicht die Bekanntschaft mit dem Burgenländer Jenő Takács, der als Mittler zwischen europäischer und arabischer Musik eine Bartók vergleichbare Rolle spielte. Eine Bibliographie von Röhrichts Schrifttum rundet den überaus gehaltvollen Band ab.

Christine Burckhardt-Seebass

PIUS DIETSCHY: *Schulkind und Musik im 19. Jahrhundert. Darstellung der sozialen und bildungspolitischen Aspekte am Beispiel der Region Zürich*. Basel: Krebs 1983. 325 S. (Beiträge zur Volkskunde, 4).

Der angesehene Zürcher Ordinarius für Musikwissenschaft, Kurt von Fischer, betreute diese Dissertation, die als interdisziplinärer Beitrag im Dreieck zwischen Kunst-, Sozial- und pädagogisch-didaktischen Wissenschaften Material aufbereitet, das in der Regel zwischen die Stühle der genannten Fachbereiche fällt. Dietschy klärt zunächst die Stellung des Kindes im kulturellen Umfeld adelig-bürgerlicher Ideologie des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts: Damals führte Rousseaus Entdeckung der eigenen Welt des Kindes zu ersten Bemühungen, den Einpassungsprozess des heranwachsenden Menschen in die Gesellschaft an den Entwicklungsphasen des Kindes zu orientieren. Zugleich leitete die Aufklärung die Übergabe des Bildungsauftrages von der Kirche an den Staat ein. Seit den 1830er Jahren setzte die Lehrerbildung ein, deren hohen sittlichen und humanen Auftrag Pestalozzi formulierte. «Der Eintritt des Kindes in das gesellschaftliche Positionsgefüge musste konsequenterweise eine Aufwertung der Erziehung als solche sowie der Person des Erziehers nach sich ziehen. War in der vorbürgerlichen Gesellschaft im Kind eine Person mit einem einfachen Defizit an Erwachsenenheit gesehen worden, ein Mensch also, der nur von den verkleinerten Erwachsenenformen und Erwachsenenvorstellungen zum grossen, vollkommenen Erwachsensein zu schreiten brauchte, so wurde nun mit der Setzung einer eigenen Übergangsphase Kindheit/Jugend Raum geschaffen zur planmässigen Lenkung und Gestaltung des kindlichen Lebens» (S. 9). Mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht im Verlauf des 19. Jahrhunderts gerät das Kind mehr und mehr in den Einflussbereich staatlicher Obrigkeiten.

Welche Aufgaben konnten Singen und Musizieren in diesem Konzept des bürgerlichen Schulwesens erfüllen? Dietschy sieht richtig die beiden Pole: 1. Erziehung mit Hilfe von Musik, wobei im Sinne Herders und Humboldts nicht «erga» = (Kunst-) Werke, sondern deren «energeia» = Wirken beachtet werden; eine Aufgabe, die bereits Plato in seinem Idealstaat dem Musizieren zugeordnet hatte. 2. Erziehung zur Musik, die von der Kantschen Theorie des zweck- und interesselosen Wohlgefallens an den Werken der Kunst herkommt und über Hanslicks Ästhetik der «tönendbewegten Formen» zum ästhetizistischen Missverständnis des *l'art pour l'art* führen sollte. Musik als Lebenshilfe einerseits, deren (modern gesprochen) Sozialisierungs- und Sensibilisierungseffekte genutzt werden – das Hinführen des Menschen zu den sogenannten Meisterwerken der abendländischen Tonkunst andererseits.

Im zweiten Teil des Buches verdeutlicht der Verfasser diese Problematik am Beispiel der Region Zürich. Auf der Basis gesellschaftlich-ökonomischer und politischer Gegebenheiten wird das Spannungsfeld zwischen Schule und Sozialgeschehen durchleuchtet. Da ist zunächst die Situation vor 1798, in der Bildung als institutionalisiertes Privileg der Stadtkinder gilt; nach einer Phase der Stagnation folgen 1831 bis 1868 die Jahre des Liberalismus mit einer Neugestaltung des zürcherischen Bildungswesens und anschliessend bis 1900 der Ausbau des leistungsorientierten Schulsystems mit der endgültigen Fixierung des Kindes in seiner Schülerrolle. Damit verbunden ist im Bereich der Musik der langsame Übergang vom kirchengesanglich orientierten Denken zur allgemeinen musikalischen Volksbildung. Die Landesschulordnungen vor 1800 wussten noch genau, wozu «Singen» nützt: «In Absicht auf das Singen, so ist dasselbe, weil es ein Stück unsers öffentlichen Gottesdienstes ist, sehr nöthig, und soll dasselbe mit jungen Knaben und Töchtern fleissig geübt werden» (1778). Der Lehrer galt in diesem Singen als Kirchendiener. Am Ende der Entwicklung aber steht der Lehrer als musikalischer Fachmann, der der Jugend «ihren Weg ins Gebiet der Tonkunst» (Nägeli) ebnet sollte. Das Fach «Gesang» zählt anfort zu den «Kunsthöchern».

Teil 3 des Buches fasst zusammen: Im untersuchten Zeitraum verselbständigt sich erstens der Musikunterricht; er wird zur eigenwertigen und eigenständigen, von den übrigen Fächern unabhängigen Disziplin. 2. Es kommt zu einer Ästhetisierung im Sinne der Zuordnung zu den Kunsthöchern. 3. Hand in Hand damit erfolgt die Säkularisierung, wobei weltliche und allgemein-ethische Liedtexte und mehrstimmige

Sätze das katechetisch-didaktische Kirchenliedrepertoire und den Choralgesang ablösen. 4. Die Methodisierung setzt beim Verstehenlernen an und leitet den jungen Menschen zum kunstmässig gestalteten Singen. 5. Hinter solchen Veränderungen aber steht die Systematisierung mit Hilfe von Lehrplänen und Lehrmitteln sowie die solide fachliche Ausbildung der Lehrer. – Dass trotzdem Nägelis Forderung, die musikalische Kunst «zum köstlichen Eigentum des ganzen Volkes» zu erheben, am Ende des 19. Jahrhunderts keineswegs erfüllt erschien, hatte seinen Grund in der zugleich beherrschend werdenden bürgerlichen Musikkultur. Der soziale Aspekt blieb unberücksichtigt. «Die Emanzipation war keine gesamtgesellschaftliche, sondern eine bürgerliche. ... Der obrigkeitlich angeordnete Musikunterricht erscheint unter diesem Aspekt als nichts anderes als eine im didaktischen Gewande vorgebrachte Artikulation der musikkulturellen Bedürfnisse des Bürgertums, welche für allgemein gültig erklärt wurde ... Die schulischen Liedinhalte widerspiegeln, sofern sie nicht spezifisch ethischen oder aber patriotischen Charakters sind, das affirmative Weltbild des unbesorgten, idyllisch gestimmten Bürgermenschen» (S. 226f.). Dietschy unterstreicht solche Sätze mit Recht. Aber wen sollte ein solches Ergebnis überraschen? Das Demokratieverständnis konnte – selbst in der Schweiz – um 1900 noch keine andere Entwicklung zulassen; denn erst langsam begann damals der Bauern- und Arbeiterstand, sich zu formieren und sich zu artikulieren.

Wichtiges Quellenmaterial ist im Anhang verzeichnet, darunter musikalische Unterrichts- und Schulwerke.  
Wolfgang Suppan

TRENDS IN NORDIC TRADITION RESEARCH. Hg. v. Lauri Honko und Pekka Laaksonen. Pieksämäki. Finnish Literature Society. Helsinki 1983. 260 S. (Studia Fennica, 27).

In dem hier anzuzeigenden Band werden die wesentlichen Referate – ergänzt durch jeweils drei Kommentare – veröffentlicht, die während des 22. Nordischen Kongresses für Ethnologie und Folkloristik (Liperi, Finnland, 9.–11. Juni 1981) gehalten worden sind. In sieben Sektionen wurden die Bereiche der materiellen Volkskultur, Gesellschaftsstrukturen, Sitten und Bräuche, des Volksglaubens, der Volkserzählung und des Volksliedes behandelt, wurde ein Überblick über Kongresse und Trends in der Vergangenheit gegeben.

In seinem einleitenden Referat erläutert *Lauri Honko* die Themenstellung der Tagung – «Nordic tradition research – schools and lines of thought». Die Notwendigkeit einer solchen kritischen Bestandesaufnahme sieht er u. a. in der Tatsache begründet, dass in den meisten Nachbardisziplinen (und wohl auch in den angrenzenden Sprachräumen) Debatten dieser Art längst stattgefunden haben, während sich skandinavische Volkskundler nur vereinzelt den aufgeworfenen Fragen in bezug auf Konzepte und Methoden zugewandt haben. Darüber hinaus, konstatiert Honko, habe die Diskussion unter starken Vereinfachungen gelitten, wie sie ihren Ausdruck etwa in den Gegensatzpaaren «idealistisch» versus «materialistisch», «positivistisch» versus «non-positivistisch», «quantitative» versus «qualitative» Methoden finden. Im folgenden geht es Honko zentral um den Begriff «Paradigma» und den von Kuhn eingeführten Begriff des «Paradigmen-Wechsels», die Klärung der Frage, ob und wie sich in den Arbeiten einzelner skandinavischer Forscherpersönlichkeiten, gewissermassen beispielhaft, Wechsel in theoretischen Positionen und Methoden aufzeigen lassen, ob die skandinavische Ethnologie sich zum jetzigen Zeitpunkt in einem Wandlungsprozess, einem Paradigmen-Wechsel, befinde und wenn ja, in welchem Stadium.

Unter diesen Aspekten behandeln im folgenden *Nils Storr*, *Nils-Arvid Bringéus*, *Knut Kolsrud* und *Bjarne Stoklund* die wesentlichen Ansätze und Methoden zur Erforschung der materiellen Kultur in Skandinavien. Es folgt ein wissenschaftsgeschichtlicher Überblick von *Veikko Anttila* über die Erarbeitung von Gesellschaftsstrukturen, der durch die Korreferate von *Poul Balle-Petersen*, *Magnus Wikdahl* und *Ørnulv Vorren* ergänzt wird. Die Ausführungen *Ulla Brücks*, *Carsten Bregenhøjs*, *Anders Gustavssons*, *Asbjørn Klepps* und *Bo Lönnqvists* haben die Erforschung von Sitten und Bräuchen zum Inhalt. Daran anschliessend beschäftigen sich *Magne Velure*, *Ulf Drobin*, *Hallfredur Örn Eiríksson* und *Anna-Leena Siikala* mit Arbeiten zum Volksglauben. *Bengt Holbek*,



*Satu Apo*, *Bjarne Hodne*, *Jan-Öjvind Swahn* behandeln Entwicklungen in der Erforschung der Volkserzählung, und *Reimund Kvideland*, *Margareta Jersild*, *Iorn Pio* und *Leea Virtanen* berichten über Trends in der Volksmusikforschung. Den Abschluss bilden der von *Annikki Karvola-Bregenhøj* und *Outi Lehtipuro* verfasste Bericht über Kongresse und Trends in der Vergangenheit sowie eine Zusammenfassung der Schlussdiskussion.

Die hier vorliegende Sammlung von – in englischer Sprache veröffentlichten – Referaten zur skandinavischen Wissenschaftsgeschichte hat gegenüber Darstellungen ähnlicher Art, die von einem Autor oder einem Autorenteam verfasst worden sind, den Vorteil der grösseren Meinungsvielfalt. Es ist der Disziplin der Referenten zu verdanken, die sich bei ihren Vorträgen an die von Honko vorgeschlagenen Schwerpunkte hielten, der Tatsache aber auch, dass die Korreferenten tatsächlich auf die Argumentationen ihrer Vorredner eingingen und lediglich versuchten, abweichende Entwicklungen im eigenen Land zusätzlich herauszuarbeiten, dass die Mannigfaltigkeit der Auffassungen nicht auf Kosten der Geschlossenheit des Bandes erreicht wurde.

Erfreulich ist, dass sich die skandinavische Volkskunde zu einer Selbstreflexion entschlossen hat, nachdem man offensichtlich lange Jahre geglaubt hatte – da man offenbar für viele Fachkollegen im deutschsprachigen Raum als richtungweisend galt –, auf eine solche Standortbestimmung verzichten zu können. Es bleibt jedoch negativ zu vermerken, dass die skandinavischen Wissenschaftler zwar die amerikanische Literatur und darin enthaltene Fragestellungen rezipiert haben, man jedoch in kaum einem der Referate einen Hinweis darauf findet, dass auch im deutschsprachigen Raum ähnliche Diskussionen zu vergleichbaren Problemen bereits vor Jahren, um nicht zu sagen vor Jahrzehnten stattgefunden haben. Hier scheint in der jüngeren Vergangenheit der in den Referaten oft beschworene Kontakt zwischen den skandinavischen Ländern und Deutschland abgebrochen zu sein.

Trotzdem dürfte der Band auch für alle diejenigen, die sich mit wissenschaftsgeschichtlichen und wissenschaftstheoretischen Fragen generell beschäftigen, von grossem Interesse sein.

Beate-Cornelia Matter

NORVEG. Tidsskrift for folkelivsgransking / Journal of Norwegian Ethnology. Bd. 25. Oslo: Universitetsforlaget 1982. 199 S., 35 Abb., 6 Tab.

Sieben Aufsätze sind in dieser Ausgabe der jährlich erscheinenden norwegischen Zeitschrift *Norveg* über zum Teil recht unterschiedliche Themen veröffentlicht worden. Den grössten Raum nimmt die Publikation von *Bjarne Rogan* ein. Er behandelt unter wirtschafts- und sozialhistorischen sowie volkskundlichen Gesichtspunkten die Probleme, die sich für Oslo aus dem Zufrieren des Oslofjordes in den Wintermonaten ergaben und in welcher Weise man während des 19. Jahrhunderts versuchte, die Verkehrsverbindung mit der Stadt aufrechtzuerhalten.

Die übrigen sechs Publikationen stehen im weitesten Sinne in einem Zusammenhang mit der Erzählforschung. Dies scheint darin begründet zu sein, dass am 21./22. November 1981 aus Anlass des 100. Geburtstages von Knut Listøl eine kleinere Tagung stattgefunden hat. Der Einleitungsvortrag von *Olav Bø*, ein biographischer Überblick, sowie das Referat von *Eyvind Fjeld Halvorsen*, der Liestøls Bedeutung für die Sagaforschung hervorhebt, sind hier abgedruckt. *Ørnulf Hodne* befasst sich mit Legenden um die St. Olav- und Vatn's-Kirche. Es geht ihm darum nachzuweisen, dass und in welchem Umfang der mündlichen Tradition konkrete historische Ereignisse zugrunde liegen. Wenn sich *Sølvi Sogner* mit Hexenprozessen in Norwegen während des 16. und 17. Jahrhunderts beschäftigt, so fügt sich dieses Thema nur noch am Rande in den Bereich der Erzählforschung ein.

Ebenfalls lediglich indirekt besteht ein Zusammenhang zwischen den bisher kurz angesprochenen Aufsätzen und der Veröffentlichung *Anne-Berit Ø. Borchgrevinks*, die technische Schwierigkeiten bei der Aufnahme von Interviews und Lebensläufen zum Inhalt hat. Obgleich sie dem Neuling auf diesem Gebiet sicherlich nützliche Hinweise zu organisatorischen Fragen gibt, vermisst man in ihren Ausführungen an manchen Stellen doch ein etwas ausgeprägteres Problembewusstsein.

Insgesamt handelt es sich bei diesem Band um eine Aufsatzsammlung, die sich – natürlich – in erster Linie an ein norwegisches Publikum wendet, auch wenn den in norwegischer Sprache verfassten Aufsätzen englische Zusammenfassungen beige-fügt sind.

Beate-Cornelia Matter

HELGE GERNDT, Kultur als Forschungsfeld. Über volkskundliches Denken und Arbeiten. München: Verlag C.H. Beck 1981. 243 S., 6 Abb., 8 graph. Schaubilder.

H. Gerndt, Lehrstuhlinhaber für deutsche und vergleichende Volkskunde an der Universität München, gehört zu den profiliertesten Vertretern seines Faches im deutschsprachigen Raum. Sein wissenschaftliches Œuvre weist, beginnend mit seiner Dissertation «Fliegender Holländer und Klabautermann» (1971), über seine Habilitationsschrift zum Thema «Kärntner Vierbergelauf» (1973) bis zu diesem Buch eine Fülle zentraler Diskussionsbeiträge auf, die Wesentliches zur theoretischen und methodischen Weiterentwicklung der Disziplin geleistet haben. Was Gerndt mit seinem neuen Buch «Kultur als Forschungsfeld» vorlegt, ist weniger ein «Lehrbuch», sondern eher ein «Lernbuch», das die wissenschaftlichen Beiträge des Verfassers aus den letzten 15 Jahren zusammenfasst und dem Leser Gelegenheit gibt, Gerndts imponierendes literarisches Werk zu handlicher Form aufbereitet kennenzulernen und damit eine Art Curriculum volkskundlichen Denkens und Arbeitens in die Hand zu bekommen. Es führt von Problemansätzen und Quellenfragen zu Funktionsaspekten und Verfahrensweisen (so die Überschriften der vier Hauptkapitel) und fasst 16 an verschiedenen Stellen erschienene Forschungsbeiträge unter dem neuen Titel zusammen. Solche Sammelbände, die früher allenfalls postum erschienen, stellen seit Leopold Schmidts Vorbild eine gewisse Modeerscheinung in unserem Fach dar, sie sind oft problematisch und jedenfalls schwierig auf wenigen Seiten angemessen zu beurteilen. Im Vergleich mit anderen darf der Gerndtsche Versuch den Vorzug für sich in Anspruch nehmen, dass hier mehr als nur eine Buchbindersynthese zustandegekommen ist. Die Einzelbeiträge passen hier vielfach so nahtlos ineinander, als ob sie für die künftige Verwendung in einer theoretisch-methodischen Handreichung für Volkskundler verfasst worden seien. Insofern ist hier ein trotz seiner thematischen Vielfalt homogenes Einführungswerk in die Problemstellungen und Aufgaben der modernen deutschen Volkskunde «nach Falkenstein» entstanden, das sich inzwischen auf dem immer unübersehbarer werdenden volkskundlichen Büchermarkt erfolgreich durchgesetzt hat.

Ein Einleitungskapitel «Kultur als Forschungsfeld» steckt zunächst den allgemeinen Rahmen ab, in welchem sich die Forschungsbeiträge bewegen. Ausgangspunkt ist eine pragmatische Definition von «Volkskunde» als einer «Erfahrungswissenschaft, die unmittelbar von Beobachtung, Befragung und Objektüberlieferung ausgeht und dabei das europäische Kulturgebiet nicht überschreitet» (S. 12). Hierzu sollte allerdings ergänzt werden, dass ein solches modernes Konzept einer «Europäischen Ethnologie» auch die europäische Kultur in Übersee und die Leistungen der amerikanischen Folklorewissenschaft mit einschließen muss. Der Gegenstandsbereich dieser Wissenschaft gehört nach Gerndt in den alltäglichen Lebensvollzug speziell der unteren und mittleren Sozialschichten. Bei der Analyse stehen funktionale Bezüge und Vermittlungsprozesse sowie deren Wandel im Mittelpunkt, und primär findet keine Auswahl der Forschungsobjekte unter ästhetischen Gesichtspunkten statt. Prinzipiell sei jeder empirische Ausgangspunkt der Forschung legitim, aber auf jeden Fall verlange Volkskunde als Kulturanalyse im konkreten Forschungsprozess stets einen eindeutigen empirischen Bezug (S. 13). Diese empirische Basis aber interessiere nicht als solche, nicht das einzelne Lied oder Trachtenstück sei Gegenstand der Volkskunde, sondern seine «Aussagefähigkeit über Lebenszusammenhänge, über kulturelle Strukturen und Abläufe. Aus der Veränderung von Kulturgütern [...] schliessen wir auf gesellschaftliche Prozesse, die ihrerseits bestimmte Determinanten voraussetzen und insgesamt die Dynamik unseres Alltagslebens verständlich machen sollen» (S. 16).

Diesen Ansatz führt Gerndt in seinem Reader an einer Reihe von Forschungsfeldern vor, die vom Festwesen der Gegenwart über Volkserzählung und Wirklichkeit, Bildquellenprobleme, Seemannslieder, Kleidung, Möbel und Rechtsvorstellungen bis zur strukturellen Nahrungsforschung reichen. Die Fachhistorie kommt ausser im Einleitungskapitel «Europäische Ethnologie – und was ein Schuljubiläum damit zu tun hat» im vielbeachteten Beitrag über «Abschied von Riehl – in allen Ehren» zu Wort. Gerndt stellt mit aller Nüchternheit fest, dass unter Anlegung der uns heute leitenden wissenschaftlichen Prinzipien der Genauigkeit, Verlässlichkeit und Folgerichtigkeit das Riehlsche Werk einer Kritik nicht mehr standhält. Zu begrüssen ist es auch, dass der Autor seinen brillanten Aufsatz aus der «Ethnologia Europaea» 1977/78 über «Die Anwendung der vergleichenden Methode in der Volkskunde» hier erneut zum Abdruck bringt.

Die Erforschung von Kultur ist zwar das zentrale Anliegen des Verfassers, trotzdem wird Kultur in seinem Buch bewusst nicht definiert, sondern als ein prinzipiell offenes Forschungsfeld umschrieben, zu dem viele Wege und methodische Zugänge hinführen, wobei Gerndt unter Vermeidung dogmatischer Enge jeden erfahrungswissenschaftlich abgesicherten Zugriff gelten lassen will. Aber, so wird verdeutlicht, «über kulturelle Prozesse kann man ohne ein klar bestimmtes Netz aus substantiellen Indikatoren gar nicht sinnvoll sprechen» (S. 118). Wir sind der Meinung, dass eine solche Auffassung vom Fach unter den Fachvertretern verschiedenster Ausrichtung konsensfähig ist, und somit kann Gerndts Buch auch die Aufgabe übernehmen, in einer breiteren Öffentlichkeit für die moderne Volkskunde zu werben. Sorgfältig gearbeitete Bibliographien und Register tragen übrigens dazu bei, den Benutzer an die verschiedenen hier vorgeführten Paradigmata einer zeitgemässen Kulturanalyse heranzuführen.

R. W. Brednich

WOLFGANG KASCHUBA und CAROLA LIPP, Dörfliches Überleben. Zur Geschichte materieller und sozialer Reproduktion ländlicher Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V. 1982. 642 S., 145 Tab., 24 Abb., Karten und Graphiken (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 56).

Das hier anzuzeigende, recht umfangreiche Buch besteht neben einem gemeinsamen Vorwort aus den beiden Dissertationen von Wolfgang Kaschuba und Carola Lipp. Der 56. Band der «Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts» ist Ausdruck des Bemühens einer Gruppe Tübinger Kulturwissenschaftler, das Leben auf dem Dorf am Beispiel der schwäbischen Gemeinde Kiebingen zu untersuchen, der Sozialgeschichte des Ortes und der Sozialpsychologie seiner Bewohner nachzugehen. Die Arbeit ist die letzte grössere Publikation, die im Rahmen dieser Projektgruppe Kiebingen, von der schon eine Reihe von Buch- und Aufsatzpublikationen vorliegt (siehe meinen Bericht in: Zeitschrift für Volkskunde, 76 [1980] I, 92–100), erschienen ist.

Der bewusst mehrdeutige Titel «Dörfliches Überleben» ist zugleich Programm. «Dörfliches Überleben» fragt, wie Dörfer, wie ihre Bewohner unter widrigen Umständen überleben und wie sie sich den im Verlauf der Untersuchungszeit, d. h. vom ausgehenden 18. bis in das 20. Jahrhundert hinein, sich wandelnden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen angepasst haben. «Dörfliches Überleben» meint aber offenbar auch das Weiterleben von einer Kultur und Lebensweise, die eigentlich Ausdruck einer früheren, überkommenen Wirtschaftsweise ist.

*Wolfgang Kaschuba* bearbeitet in dem von ihm verfassten ersten Teil unter dem Titel «Bauern und andere – zur Systematik dörflicher Gesellschaftserfahrung zwischen Vorindustrialisierung und Weltwirtschaftskrise» den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, demographischen und kulturellen Wandel in der Gemeinde Kiebingen ab ca. 1780 und zeigt, wie sich die Gemeinde von einem im wesentlichen agrarisch bestimmten Dorf langsam zu einem Bauern- und Arbeiterdorf entwickelt, das zu einer Arbeiter-Wohngemeinde wird, wie immer wieder Versuche unternommen werden, neue Erwerbsquellen zu erschliessen (wie etwa Leinenweberei, die Tätigkeit als Wanderarbeiter in den Bauberufen, Hopfenanbau u. a. m.) und somit dörfliches Über-

leben zu sichern. Doch dieses Überleben sieht nicht für alle Kiebinger gleich aus, erfordert eine Differenzierung nach sozialen Schichten, die Kaschuba in seinem Kapitel «Historische Dorfgesellschaft – ein sozialökonomisches Schichtungsmodell» in vorbildlicher Weise leistet. Was bereits Utz Jeggle und die übrigen Mitarbeiter an diesem Projekt in verschiedenen Publikationen vorgeführt haben, nämlich wie eine relativ kleine Oberschicht das Wertesystem des Dorfes prägt und die soziale Kontrolle ausübt, wird hier auch für die neuere Zeit nachgewiesen.

«Dörfliche Formen generativer und sozialer Reproduktion», der zweite, von *Carola Lipp* stammende Teil ist Ergebnis umfangreicher historisch-demographischer Forschungen und befasst sich mit Bevölkerungsentwicklung und Bevölkerungspolitik, so etwa mit Verhelichungsfreiheiten bzw. -beschränkungen, mit Wechselwirkungen zwischen «gesetzlichem Gebot und ökonomischer Ratio». Sie geht darauf ein, wie sinkende Heiratschancen die Zahl der unehelich geborenen Kinder, der ledigen Mütter ansteigen lassen und wie Schicksale von Unterschichtsfamilien mit lokaler Heiratspolitik und dörflicher Heiratspolitik zusammenhängen. Ausführlich wird Heiratskreisen und den eine Partnerwahl bestimmenden Faktoren in dieser Gemeinde im Realteilungsgebiet nachgegangen. Abschliessend wird ein Aspekt aufgegriffen, der bereits in einer Reihe der früheren Publikationen zu Kiebingen angeschnitten worden ist: die Macht der Verwandtschaft, politische und familiäre Formen dörflicher Herrschaft.

Dass die Redaktion mich mit der Besprechung dieses Bandes betraut hat, dürfte wohl damit zusammenhängen, dass ich mich zusammen mit Mitarbeiterinnen vor einiger Zeit recht kritisch zu den bis dahin erschienenen Arbeiten dieser Projektgruppe geäussert habe. Einen Teil der damals vorgetragenen Kritikpunkte würde ich auch heute aufrechterhalten. Wesentlich erscheint mir allerdings, dass mit dem hier von Kaschuba und Lipp vorgelegten Beitrag die Berichte über Kiebingen eine Abrundung und Ergänzung erfahren haben. Vieles, was etwa in der Habilitationsschrift von Utz Jeggle zu fehlen schien oder in den anderen Büchern und Aufsätzen nur oberflächlich dargeboten wurde, wird hier nachgereicht. Dadurch verbessert sich der vorläufige Gesamteindruck, den dieses Projekt hervorruft, ganz wesentlich, muss ein Teil meiner früheren Kritik als zu vorschnell zurückgenommen werden.

Das sorgfältig zusammengestellte, umfangreiche Werk mit gutem tabellarischem Anhang, mit ausführlichem Quellen-, Literatur- und Abbildungsverzeichnis verdient starke Beachtung und sollte insbesondere die Diskussion um Form und Sinn ethnologischer Gemeinde- und Regionalforschung anregen können.

Abschliessend sei noch vermerkt, dass ein Autoren- und Sachregister das Auffinden interessierender Stellen erleichtert. Alles in allem eine erfreuliche Arbeit.

Max Matter

WALTER HEIM, Volksbrauch im Kirchenjahr heute. Basel: Krebs 1983. 211 S., 32 Abb. auf Tafeln (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 67).

Das vorliegende Werk ist eine Fortsetzung und Ergänzung des 1947 erschienenen (und zum Glück immer noch erhältlichen) Buches «Volksbrauch und Volksfrömmigkeit im katholischen Kirchenjahr» von P. Notker Curti OSB (Volkstum der Schweiz, Bd. 7). Nicht nur der Abstand von bald fünfzig Jahren machte diese vollständige Neubearbeitung nötig – in den hundert Jahren vor Curti wäre kaum ein bedeutender Wandel auf allen Ebenen volksfrommen Tuns feststellbar gewesen! –, sondern vor allem die seit Pius XII. (Papst 1939–1958), besonders aber im Gefolge des 2. vatikanischen Konzils eingeführten Liturgiereformen, die das ganze Gefüge religiöser Äusserungen veränderten. So liegt denn ein völlig neues Buch vor.

Die Quellen sind Beobachtungen des Verfassers, der eine weiträumige Aushilfe-seelsorge-Tätigkeit ausübt und auf Reisen zusätzliche Informationen einholt, eigene und fremde Umfragen auf lokaler oder regionaler Ebene, sodann besonders Zeitungs- und Zeitschriftenmeldungen, die jahrelang systematisch gesammelt und ausgewertet wurden, sowie die eher spärliche Spezialliteratur. Wenn zeitlich, d. h. über das ganze Kirchenjahr hinaus erstreckt, wohl kaum ein Termin übersehen wurde, so war räum-

lich im gebotenen Umfang keine Vollständigkeit zu erreichen. Das dankenswertere nach Diözesen angeordnete Ortsregister zeigt, dass die drei ausschliesslich bzw. vorwiegend deutschsprachigen Bistümer Basel, Chur und St. Gallen am besten vertreten sind, während die französische und italienische Schweiz bedeutend weniger berücksichtigt wurden; für die wenigen rätoromanischen Orte hätte man sich eine konsequente Verwendung der einheimischen (evtl. zusammen mit den deutschen) Ortsnamen gewünscht. Für diese drei Sprachgruppen liegt also das Forschungsfeld noch weit offen! – 32 Schwarzweiss-Abbildungen (Photos von Brauchtum, Brauchtümlicher Kirchengestaltung, von Inseraten, Schaufenstern usw.) illustrieren den Text.

Die Darstellung selbst und die zusammenfassenden Überlegungen am Schluss des Buches zeigen, wie entgegen verbreiteten Unkenrufen auch das katholische Brauchtum nicht auf dem Aussterbe-Etat liegt; hingegen ist es, wie W. Heim bemerkt, nur mehr «akzidentell (oft als Pflege eines letzten Restes von religiöser 'Ambiance'), nicht mehr konstitutiv für das katholische Leben». Natürlich unterliegt es auch einem stärkeren Verschleiss und rascherem Wandel; das Urteil Heims gilt eben auch für die nicht gar so seltenen neuen Bräuche. Damit stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Lehre und Liturgie einerseits, und Volksglauben und Volksfrömmigkeit andererseits völlig neu (und für das kirchliche Amt mit Dringlichkeit). Hier muss im Gefolge von Heims Buch die Reflexion ansetzen, deren Grundlinien er schon angedeutet hat. Heim schildert Brauch-Entwicklung, -Verschiebung, -Revitalisierung und -Innovation.

Um die Anmerkungen deuten zu können, muss man nicht nur das Literaturverzeichnis, sondern auch das Vorwort konsultieren.

So sehr man sich am Inhalt des Buches freuen kann, so sehr muss man die Aufmachung bedauern; das Buch – wieder einmal mehr nicht fadengeheftet – bricht bald auseinander; der Satzspiegel ist zu breit, und die Abschnitte sind zu wenig gegliedert im Verhältnis zu den eng aufeinanderfolgenden Zeilen.

Heim und Curti parallel –, möge die Forschung in zwei Richtungen weitergehen: in die schon angedeutete der Reflexion, in Fortführung des Nachworts und in jene von Lokal- und Regionalmonographien, in denen der Vorgang des Wandels noch genauer fassbar gemacht werden kann.

Iso Baumer

ALOIS SENTI: Gebete aus dem Sarganserland. Volkstümliches Beten zwischen 1850 und 1960. Mels: Sarganserländische Buchdruckerei AG 1983. 208 S., Abb.

Vorliegendes Buch bringt nicht nur (von S. 107 bis 190, mit Ergänzungen in den Anmerkungen S. 191–204) eine Vielfalt von volkstümlichen, privat oder im kleinen Kreis (Familie, Totenwache) frei gesprochenen Gebeten, sondern auch eine umsichtige Darstellung von Motivation und Funktion der Gebete in ihrer gesellschaftlichen Einbettung. Dabei wird immer auch das Urteil von heute miteinbezogen, das von seiten der älteren Beter naturgemäss nostalgisch tönt. Der Sammler jedoch zeigt auch, was erhalten blieb, und darüber hinaus weist er auf Neuformen hin, die durchaus die Chance in sich tragen, zu neuen Traditionen zu werden. Senti hat etwa hundert Männer und Frauen befragt; in seiner behutsamen Art fand er, als Einheimischer, selbst zu diesem sonst sorgfältig gehüteten Intimbereich Zugang; die Gebete notierte er oder nahm sie mit dem Tonband auf, vereinzelt wurden sie ihm zugesandt. Die Zeitspanne ist vom Anfang her durch das Erinnerungsvermögen der Gewährsleute begrenzt, die bestenfalls Gebete ihrer Grosseltern noch hersagen können, aber auch durch den Anschluss des Sarganserlandes an die Diözese St. Gallen (und in der Tat: fast das gesamte Repertoire Sentis ist bzw. war auch mir als in der Stadt St. Gallen aufgewachsenem, von den Vorfahren her aus dem Sarganserland stammendem Menschen geläufig), und vom Ende her hat das 2. vatikanische Konzil – oder die parallel dazu verlaufende Mentalitätsänderung – eine klare Zäsur gesetzt.

Für die Überlieferung der Gebete waren das Vorbild der Eltern und die Übung im Religions-Unterricht massgebend, in geringerem Masse auch private Gebets- und

Andachtsbücher und die sonstige religiöse Presse. Die Schilderung der Gelegenheiten, bei denen die erwähnten Gebete rezitiert wurden, ist äusserst lebendig, da bekommen die kürzeren und längeren Texte ihren «Sitz im Leben». Die Illustrationen sind höchst instruktiv: Sie ergänzen vom ikonographischen Aspekt her, was die Gebete nur sprachlich aussagen.

Iso Baumer

NILS-ARVID BRINGÉUS: Människan som kulturvarelse. En introduktion till etnologin [Der Mensch als Kulturwesen. Eine Einführung in die Ethnologie.] Lund: LiberLäromedel 1981. 247 S., Abb. und Pläne.

Das vorliegende Werk (Erstausgabe 1976) ist ein Band der Reihe «Handböcker i Etnologi» [Handbücher der Ethnologie], die von N.-A. Bringéus, Sven B. Ek und Anna Birgitta Roth herausgegeben wird. Aus dem Zusammenhang wird bald klar, dass der Verfasser den Begriff «Ethnologie» zwar im umfassenden Sinn versteht, indem er sich auf Methoden und Ansätze der eigentlichen Ethnologie, der Kultur-anthropologie, der Sozialanthropologie, der Ethnosozio-logie usw. bezieht, dass er aber vor allem versucht, Volkskundestudenten mit den Sicht- und Arbeitsweisen der Anthropologie/Ethnologie vertraut zu machen. Mit «Ethnologie» ist in dem didaktisch aufgebauten Werk in erster Linie die europäische Ethnologie bzw. die Volkskunde skandinavischer Prägung anvisiert.

Nach einem ersten Teil, der der geschichtlichen Entwicklung der Volkskunde, namentlich in Schweden, gewidmet ist (ein Abschnitt behandelt die Geschichte der Volkskunde als Universitätsfach), stellt der Verfasser die Theorien und Methoden der Ethnologie vor, wobei er die Beispiele und Illustrationen vorwiegend dem Bereich der schwedischen Volkskunde entnimmt.

Die einzelnen Abschnitte dieses 46 Seiten umfassenden Teils lauten: Evolutionismus und Typologie; Survivaltheorie und traditions-geschichtliche Methode; Diffusionismus und Kartographie; Funktionalismus und Feldforschung; Interaktionismus und das bewegliche Suchlicht; historischer Materialismus und Analyse der Veränderungsprozesse; Strukturalismus und Dolmetscherdienste (tolkning).

Die beiden folgenden Kapitel sind den «kulturellen Dimensionen» und den «kulturellen Prozessen» gewidmet. Als Dimensionen werden Zeit, Raum und soziales Milieu genannt, als Prozesse Überlieferung, Verbreitung und Kommunikation.

Im Kapitel «kulturelles Verhalten» werden Sitten, Riten und Normen behandelt; im Kapitel «kulturelle Systeme» das Gesellschafts-, das Wirtschafts- und das Wertsystem.

Das letzte Kapitel befasst sich mit dem Quellenmaterial (Aufzeichnungen, Archivalien, Gegenstände, Bauten sowie Bilder [Zeichnungen, Malereien, Fotos, Filme]). Abgeschlossen wird der Band durch ein Glossar («Begriffserklärungen»).

Bringéus betont, dass die (europäische) Ethnologie als eine Kulturwissenschaft stets auf den Menschen zurückverweist. Aufgabe der Ethnologie sei es, sagt er, den Menschen als ein kulturelles bzw. kulturgebundenes Wesen verstehen zu lernen.

Gerhard Baer

KINDERSTUBEN. Wie Kinder zu Bauern, Bürgern, Aristokraten wurden, 1700–1850. Hg. Jürgen Schlumbohm. München: Deutscher Taschenbuchverlag 1983. 444 S., 10 Abb.

«Kinderstuben» will der Herausgeber dieses Bandes, Historiker am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen und vor allem bekannt durch die Veröffentlichung (zusammen mit P. Kriedte und H. Medick) «Industrialisierung vor der Industrialisierung», natürlich nicht räumlich verstanden wissen. Er will mit seiner Text- und Dokumentensammlung, bei der aufleucht zugängliche Quellen bewusst verzichtet wurde, Kinderleben im 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildhaft und anschaulich machen: Wie und wo sich dieses Kindsein bei den Werk-tätigen, aber auch in Bürger- und Adelskreisen abspielt hat, was aus den Mädchen oder Jungen

mit einer «guten», aber auch «schlechten» Kinderstube im weiteren Leben geworden ist, wie der spätere «Landmann», Schriftsteller, Pfarrer, Schneider, Pädagogik-Professor u. a. die eigene Kindheit autobiographisch verarbeitet haben usw. So sind insbesondere diese autobiographischen Quellen eben Zeugnisse verschiedenster Kinderstuben – hier gemeint als Erziehungsbereich im Kindesalter. Denn: Erziehung fand überall statt, wenn auch auf unterschiedlichem Hintergrund, mit differierenden Methoden und Zielen und dabei am wenigsten in der eigentlichen Kinderstube selbst; einfach deshalb, weil Kinder in den seltensten Fällen ein eigenes Zimmer zur Verfügung hatten. Erzogen wurde durch Arbeit zur Arbeit – das galt für die meisten Kinder dieses Zeitraums – oder durch Einbeziehung in die Anforderungen des gesellschaftlichen Umfelds, weniger durch die Schule. «Nicht eine abgeschirmte 'Kinderstube', sondern 'das Leben' selbst war ihre 'Schule'» (S. 12). Aber gerade im 18. und 19. Jahrhundert wurden nicht nur gegen die vernachlässigte Schul-Erziehung pädagogische Aktivitäten mobilisiert – die Pädagogik entstand ja als neue Wissenschaft –, gleichermassen bemühten sich vor allem Pädagogen, Ärzte, Geistliche u. a., aber auch die Obrigkeit, die Eltern zu überzeugen, ihren Kindern von der Geburt an mehr Fürsorge angedeihen zu lassen. Inwieweit all diese Bestrebungen nicht nur propagiert, sondern auch z.T. realisiert wurden, in welchen Bevölkerungsgruppen das Kinderleben wie eh und je unverändert blieb, das schildern Texte und Dokumente dieses Bandes im jeweiligen historischen Zusammenhang. – Um das Nebeneinander von «Erziehung und Nicht-Erziehung» in dieser Zeit geht es J. Schlumbohm, wenn er einleitend betont, dass die Kinder der Werkstätigen durch ihre Mitarbeit einen wichtigen Beitrag zum Überleben ihrer Familien zu leisten hatten und dass so andererseits diese Familien gar nicht in der Lage sein konnten, sich vorrangig um die nachwachsende Generation ausreichend zu kümmern. Anders in den Familien des «gehobenen Bürgertums» (Kap. 6), wo für die Mutter die *Kinder* zunehmend ein Hauptgegenstand ihres Tuns wurden.

Der Band ist in sechs Kapitel gegliedert, wobei jedes Kapitel aus einem einführenden Text und nachfolgenden Dokumenten besteht. Im ersten Kapitel, «Familien und Kinder – einige Zahlen», versucht der Herausgeber, bisherige Vorstellungen zu korrigieren; so wurde z. B. kaum irgendwo in jeder Ehe jährlich ein Kind geboren. Die Zahl der Geburten schwankte ebenso wie die Sterblichkeit der Säuglinge und Kinder von Landschaft zu Landschaft, von Ort zu Ort, von einer Berufsgruppe zur anderen, von Zeit zu Zeit (Dok. 1–15). – Kapitel 2 macht die Interessen von Staat, Ärzten, Pädagogen u. a. gegenüber einer guten «Kinderaufzucht» deutlich. So heisst es z. B. im Allgemeinen Landrecht für die Preussischen Staaten von 1794 in § 67: «Eine gesunde Mutter ist ihr Kind selbst zu säugen verpflichtet» (Dok. 16). – Kapitel 3 ist den Kindern von Bauern und Landarmen gewidmet, die in jener Zeit den grössten Anteil ausmachten und von denen die meisten ganz wesentlich zum Lebensunterhalt beizutragen hatten (Dok. 20, 23, 26, 29). Dass hier von seiten der Eltern zum einen Härte notwendig war, zu viele Esser aber auch die Not vergrössern mussten, belegt der Bericht eines Schweizer Pfarrers über seine Gemeinde von 1785 (Dok. 24). – Im Kapitel 4 geht es um die adlige Kinderstube, die ebensowenig homogen war, wie der Adel selbst. Schon sehr früh wurden Kinder auf das Erwachsenenleben vorbereitet und dies äusserlich (Dok. 34), aber vor allem durch die sich darauf konzentrierende Erziehung im Sinne der Familien- und Klassentradition (Dok. 35). – «Kleine Leute in der Stadt» ist das fünfte Kapitel überschrieben. Gemeint sind hier Handwerker, Krämer, Tagelöhner, Transport- und Manufakturarbeiter u. a. Wie auf dem Lande mussten diese Kinder mithelfen, besuchten sie nur unregelmässig die Schule, blieben sie sich in ihrer Freizeit selbst überlassen, meist auf der Strasse, dem Strassenkinderleben ausgesetzt (Dok. 36–41). – Viel isolierter waren die Kinder des gebildeten und besitzenden Bürgertums (Kapitel 6), aber ihnen wurde eine recht intensive Förderung der intellektuellen Entwicklung zuteil (Dok. 42–47).

Die insgesamt 47 Dokumente mit Quellennachweisen sind eine Fundgrube für den Komplex Kinderalltag. Des weiteren ist die ausgewählte Literatur im Anhang eine wertvolle Ergänzung. Der Band ist aber auch eine Anregung, weitere Themen zum Alltag auf ähnliche Weise darzustellen.

Sigrid Jacobeit

FORSCHUNGEN ZUM ETHNOLOGISCHEN ATLAS EUROPAS UND SEINER NACHBARLÄNDER. Band I: Die Termine der Jahresfeier in Europa. Erläuterungen zur Verbreitungskarte. Redaktion: *Matthias Zender*. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co. 1980. XV, 121 S., 7 Karten im Text, dazu 5 grosse Atlaskarten.

Nach langer Vorbereitungszeit hat die «Ständige Internationale Atlaskommission» erstmals eine auf fünf Blätter verteilte gesamteuropäische volkskundliche Karte mit einem «einfachen Thema» (so Zender in der Einleitung) publiziert. Sie ist, gerollt geliefert, sehr unhandlich; die Kommentare sind dagegen zum grössten Teil aufschlussreich. Fast alle stammen von Fachleuten der einzelnen Länder; einzig für Frankreich hat Zender den Text geschrieben, weil sich kein einheimischer Bearbeiter finden liess; er stützte sich dabei auf die Aufnahmen von Genneps. Die Texte von sehr unterschiedlicher Länge sind in deutscher, englischer oder französischer Sprache abgefasst; nur über Russland wird in kyrillischer Schrift berichtet, leider ohne dass eine Übersetzung in einer westeuropäischen Sprache beigelegt wäre. – Überraschenderweise war eine retrospektive Karte nach dem «Stand um 1900» geplant, aber meist stammen die Aufnahmen aus späterer, vereinzelt sogar aus neuester Zeit. Für die Schweiz ist der ASV-Kommentar II zu den Karten 186–191 zusammengeschnitten. (Dass er von Elsbeth Liebl verfasst ist, hätte füglich angegeben werden dürfen.) Verzichtet wurde auf die Erfassung «nationaler» Feuerbräuche in der Art unseres 1. Augusts, ferner auf lokal terminierte Kirchweih- und Heiligenfeuer. Dominierende Termine sind unter dieser Voraussetzung: Fastnachtsabschluss, Ostern, 1. Mai und Johannistag. Während sich einige der Berichterstatter auf die Aufzählung der Daten beschränken, referieren andere mehr oder weniger ausführlich, wie die verschiedenen Brennmaterialien eingesammelt und aufgebaut werden, wo jüngere Leute über das Feuer springen oder das Vieh hindurchgetrieben wird. So erhalten wir auch zusätzliche Informationen über mitverbrannte Strohpuppen (zuweilen «Hexen» genannt), über das auch im Bereich der Ostkirche bekannte «Judasverbrennen» und über das häufige Scheibenschlagen. Gerade die Internationalität solcher Bräuche zeigt, wieviel Vorsicht bei ihrer Deutung am Platze ist. – Zender hat den sehr ungleichartigen Artikeln eine bedeutende Zusammenfassung folgen lassen, wo vor allem die Gründe für die erstaunliche Verbreitung der Feuerbräuche diskutiert werden. Weitere Karten sind geplant; bei allen Mängeln des ersten Versuchs darf man auf die Fortsetzung dieser internationalen Zusammenarbeit gespannt sein. Trümpy

CHRISTIAN RENFER: Die Bauernhäuser des Kantons Zürich. Band I: Zürichsee und Knonaueramt. Mit einer geographischen Übersicht von *Ernst Winkler* und einer geschichtlichen Einführung von *Peter Ziegler*. Hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Basel: Krebs 1982. 709 S., 1463 Abb., 1 Farbtafel (Die Bauernhäuser der Schweiz. Der ganzen Reihe neunter Band).

Der vorliegende Band ist der neunte der auf ca. 35 Bände programmierten Gesamtdarstellung «Die Bauernhäuser der Schweiz» und der erste der geplanten drei Bände des Kantons Zürich.

Es braucht nicht gesagt zu werden, wie dringlich die Bauernhausforschung ist, geht uns doch nicht nur die Bausubstanz, sondern auch der menschliche Bezug zur Welt des Bauern von gestern zusehends verloren. Was früher selbstverständliche Einrichtungen des bäuerlichen und handwerklichen Alltags waren, muss heute mit viel Aufwand dokumentiert und beschrieben werden. Mehr als die Kunstdenkmäler-Inventarisierung hat deshalb die Bauernhausforschung etwas Rückblickendes, Abschiednehmendes, ja Nachrufhaftes an sich.

Mit solchen wehmütigen Gefühlen nimmt man Christian Renfers gewichtigen Band in die Hand, wohl wissend, dass gerade das Zürichseegebiet das ehemals bäuerliche Gepräge fast vollständig verloren hat. Um so überraschter ist man über die Vielzahl und konstruktive Eigenheit der in Wort und Bild vorgestellten Bauernhäuser.

Zuerst werden die Siedlung, d. h. das Dorf, der Weiler und das Gehöft beschrieben, dann folgt ein Kapitel über die Konstruktionsarten von Wand und Dach, und schliesslich werden die Einzelbauten vorgestellt. Während an den Ufern des Zürichsees die



Dörfer teppichartig zusammengewachsen und alte Baugruppen nur noch insular auszumachen sind, haben sich im Knonaueramt einige typische Bauerndörfer, z.B. Maschwanden und Uerzlikon (Gemeinde Kappel), erhalten. Alte Luftaufnahmen bringen an den Tag, was seit den zwanziger Jahren an landschaftlicher Harmonie und baulicher Geschlossenheit verloren gegangen ist. Weinbau am Zürichsee, Ackerbau in den Mittellagen und Milchwirtschaft auf den Höhenzügen brachten verschiedene Hof- und Hausformen hervor. Die im 17. Jahrhundert überhandnehmenden Fachwerkhäuser sind vor allem in den Rebgebieten beheimatet, wo das Holz eher Mangelware war. Bekannt sind die schmucken Riegelhäuser in den Gemeinden Hombrechtikon und Wädenswil; dagegen lässt man sich gerne belehren, dass auch im Knonaueramt, wo der Wein eine untergeordnete Rolle spielte, das Fachwerk verbreitet ist. Punktuell verstreut finden sich zum Teil stattliche und altertümliche Bohlenständerbauten mit typischen Kopfstreben und offenen Klebedächern an den Giebelfassaden, das schönste Beispiel wohl in Richterswil (Nr. 213/14), datiert 1679. Blockbauten sind verhältnismässig selten und reichen meist ins 16. Jahrhundert zurück, als der alpenländische Strickbau im Mittelland noch grössere Verbreitung hatte. Besonders schöne Beispiele sind in Herrlisberg (Nr. 1234/36), datiert 1522, und in Büelen (Nr. 800/01), datiert 1549, anzutreffen, beide in der Gemeinde Wädenswil. Einige wenige Massivbauten deuten an, dass reiche Bauern die festen Herrensitze des Stadtpatriziats nachahmten. Zuweilen sind sie kaum als Bauernhäuser zu identifizieren. Es gibt auffallend viele traufständige Bauten, zuweilen auch in Reihenaufweise. Mag sein, dass die stolze Giebelstellung zum See eher herrschaftlicher Bauweise entspricht. Die innere Struktur des Hauses vom Keller bis zum Dachfirst wird eingehend untersucht und die mitgewachsene Ausstattung gewürdigt. Als Kunsthistoriker vertritt sich Renfer in der Zusammenstellung von Zierformen an Täfern, Decken und Türen sowie von Kachelöfen, wobei auch bürgerliche Vergleichsbeispiele herangezogen werden.

Ein weiteres Kapitel behandelt die Wirtschaftsgebäude, unter welchen die Speicher und Trotten am auffälligsten sind. Erstere sind oft ältere, gestrickte oder geständerte Kleinbauten, welche zur Aufbewahrung von Korn und anderen Feldfrüchten dienten. Unter letzteren nimmt die gemauerte Zententrotte der Johanniterkommende in Küsnacht aus dem 13. Jahrhundert eine überragende Stellung ein. Zahlreich sind die Rebhäuschen, die Ausdruck des fröhlichen Rebhandwerks sind. Ausserdem werden die Ställe, Scheunen, Käsereibetriebe und Sekundärbauten charakterisiert, die sich aber kaum von denen anderer Gegenden unterscheiden. Der wissenschaftliche Anhang besteht aus einem Anmerkungsapparat, einem ausgiebigen Literaturverzeichnis, einem Orts- und Sachregister, einem eher knappen Glossar und einer dreisprachigen Legende mit den für das Bauernhausinventar üblichen Zahlensigeln.

Renfer konnte auf die Vorarbeiten von Lehrer Jakob Zollinger und auf eine überquellende Dokumentation, die unter Denkmalpfleger Walter Drack besonders forciert worden war, zurückgreifen. Wertvoll, ja einzigartig sind die zahlreichen Pläne, Grundrisse, Aufrisse und Schnitte sowie Tabellen, welche die Photographien veranschaulichen. Auch die Bilddokumentation wird ausgiebig herangezogen, wo es gilt, abgebrochene Bauten oder ausgestorbene Haustypen (etwa das Strohdachhaus) zu vergegenwärtigen. Die Texte sind verhältnismässig knapp, jedoch präzise gefasst, verlieren sich aber innerhalb der üppigen Illustration, so dass man Textthinweise vermisst. Die Abbildungen hätten auch ohne Verlust der Aussagekraft verkleinert und seitenfüllend angeordnet werden können. Gewisse Baugattungen, konstruktive Details oder Kleinbauten wären mit Vorteil in didaktischer Gruppierung vorgestellt worden.

Der erste Zürcher Bauernhausband ist ohne Zweifel ein erschöpfendes Nachschlagewerk für die bäuerliche Architektur einer interessanten Gegend und eine Fleissleistung sondergleichen. Aber angesichts der Überfülle an abgebildeten und zeichnerisch erfassten Beispielen verliert man leicht den Überblick. Die Darstellung laviert zwischen Typologie und Inventar und ist eine willkommene Ergänzung für die eindeutig zu mager ausgefallenen zwei ersten Zürcher Landbände der «Kunstdenkmäler der Schweiz». Wenn man den 1982 erschienenen, nur ein Drittel so starken

Bauernhausband Glarus von Jost Hösli in Vergleich stellt, muss man sich fragen, ob die Einheitlichkeit und die Zielsetzung der Produktionsreihe noch gewährleistet sind. Das akute Problem, das sowohl die Autoren der Kunstdenkmäler der Schweiz als auch des Inventars der neuern Schweizer Architektur (INSA) plagt, ist die Bewältigung der Stofffülle. Auch in der Bauernhausforschung ist das endgültige Darstellungskonzept noch nicht gefunden, mit welchem man den denkmalpflegerischen Anliegen dient und doch in der Auswahl knapp bleibt. Quadratur des Zirkels?

Bernhard Anderes

ELFRIEDE MOSER-RATH: «Lustige Gesellschaft». Schwank und Witz des 17. und 18. Jahrhunderts in kultur- und sozialgeschichtlichem Kontext. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1984. X, 511 S.

Hier ist ein Markstein der deutschen Erzählforschung gesetzt. Bisher war die Schwankliteratur des behandelten Zeitraums nur fragmentarisch bekannt, weil die systematische Erarbeitung dieses für die Volkskunde so wichtigen Zweigs der Unterhaltungsliteratur mit dem 16. Jahrhundert abgebrochen wurde. Frau Moser hat jahrelang die Schwankbüchlein, die nur selten in öffentliche Bibliotheken gelangten, gesammelt und daraus 22 000 Texte kopiert. Obwohl noch weitere Funde denkbar sind, durfte sie zu Recht daran gehen, diesen «repräsentativen Querschnitt» auszuwerten. In einem ersten Teil werden die oft anonymen Sammlungen vorgestellt, und über die Verfasser wird, soweit möglich, das Nötige gesagt; ferner werden deren Absichten hervorgehoben: Unterhaltung in «lustiger Gesellschaft» oder auf Reisen, zuweilen auch «sittliche Belehrung» (49). Auch zum Zielpublikum lässt sich einiges sagen: Besonders häufig sind Studenten visiert, im 18. Jahrhundert gelegentlich auch einmal das «Frauenzimmer». – Der umfangreichste zweite Teil ist nach Themen der Schwänke und Witze gegliedert: Narrheit und Dummheit, Erotica mit Weiberspott und Eheleben, Ständesatire, wo u. a. die Geistlichen, die Gelehrten, die Richter und Advokaten, die Ärzte, die verschiedenen Handwerke, die Wirte mit ihren Gästen, die Krieger, die Bauern und schliesslich die Aussenseiter zum Zuge kommen. Hier werden meist die vollen Originaltexte mitgeteilt, und in den reichhaltigen Anmerkungen sind die Parallelen angeführt, die bestätigen, dass die Autoren solcher Büchlein einander gar oft abgeschrieben haben. – Der dritte Teil ist mit «Rezeption, Funktion und Aussagewert» überschrieben. Hier wird erörtert, von wem die Büchlein gekauft wurden (bzw. werden konnten), wer in der Lage war, sie zu lesen, wobei dem Vorlesen erhebliche Bedeutung zukam (271). Überdeutlich wird, dass die Kontinuität unterhaltensamer Erzählstoffe zur Hauptsache auf der Existenz dieser Büchlein beruht; der mündlichen Weitergabe kommt nur marginale Bedeutung zu (277).

Schon für die Erörterung der hier angedeuteten Punkte wäre die Forschung der Autorin zu Dank verpflichtet. Sie hat aber mit dem Thema «kultur- und sozialgeschichtlicher Kontext» weit mehr geboten: Wenn immer möglich wird zu den einzelnen Themen der historische Hintergrund aufgehell, etwa zur Stellung der Frauen oder der Bauern in der hier erfassten Epoche. Dabei ergibt sich, wie oft gerade die beliebten Schwänke retrospektiv ausgerichtet sind, also bei allem realistischem Gehabe nicht unbesehen als kulturgeschichtliche Quellen ausgewertet werden dürfen. Gerade darum ist das Buch auch für die allgemeine historische Volkskunde ungleich wichtig.

Ein glänzender Einfall war es, als Anhang das Büchlein eines unbekanntes katholischen Autors, die «Burger-Lust» von 1663, abzudrucken. Den 151 Stücken ist ein sorgfältiger Kommentar beigegeben. – Frau Mosers Buch ermöglicht erstmals eine solide Weiterarbeit; die kaum erforschten Kalenderwitze und -schwänke des 19. Jahrhunderts lassen sich nun in ihren historischen Zusammenhang stellen, nachdem die Brücke zum 16. Jahrhundert geschlagen ist.

Trümpy

IVÁN BALASSA und GYULA ORTUTAY: Ungarische Volkskunde. Mit einer Einleitung von Robert Wildhaber. Budapest: Corvina Kiadó/ München: Verlag C. H. Beck 1982. 869 S., 319 Abb., Karten, Noten, LXV Farbbilder.

*Iván Balassa* und *Gyula Ortutay* (1910–1978), zwei Altmeister der ungarischen Volksforschung, legen hier eine monumentale Veröffentlichung von über 850 Seiten

(!) vor, die zu lesen und über die nachzudenken sich in jedem Fall lohnt. Zusammen etwa mit A. Spamers Sammelwerk «Die Deutsche Volkskunde» (1934/35) oder Richard Weiss' «Volkskunde der Schweiz» (1946), gehört auch diese «Ungarische Volkskunde» zur seltenen Reihe jener ambitionösen Entwürfe, die sich der wissenschaftlichen Darstellung einer volkstümlichen Nationalkultur im Sinne einer Gesamtschau verschrieben haben. Unabhängig davon, wie man sich zur gewiss nicht unproblematischen Globalkonzeption einer solchen Textsorte verhält, flössen allein die faktenreichen Wissenschaftsleistungen grossen Respekt ein. Diese werden, wenngleich etwas einseitig verteilt, in einer Einleitung von *Robert Wildhaber* gewürdigt und in wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungszusammenhänge gestellt. Für die Übersetzung der 1979 erschienenen Originalausgabe ist den beteiligten Verlagen zu danken. An der vorliegenden Fassung haben gleich mehrere Übersetzer und ausgewiesene Fachlektoren mitgearbeitet und auf ihre Weise mitgeholfen, einer mit der ungarischen Sprache unvertrauten Leserschaft viele Zugänge zu Bereichen der ungarischen Volkskunde und Folkloristik zu ermöglichen, die bislang aufgrund fehlender Übersetzungen verdeckt blieben.

Die Publikation richtet sich an Forscher, Spezialisten gleicherweise wie an einen breiteren Leserkreis und versteht sich als eine Art «Kompromiss», der, am vorgegebenen Massstab gemessen, gelungen ist. Die Verfasser wollen «über den neuesten wissenschaftlichen Stand in der Erforschung der kulturellen Überlieferungen des ungarischen Volkes informieren, die wichtigsten Lebensbereiche umfassend darstellen und zugleich auch romantische Vorstellungen korrigieren, die mit dem Volk der Ungarn noch heute oft verbunden werden» (S. 11). Schon im *Vorwort* (S. 11–41) und stärker noch im anschliessenden Kapitel «*Einführung in die ungarische Volkskunde*» (S. 15–56) deutet sich der thematische Duktus des «skizzenhaften Überblicks» über das gesamte Kulturgut des ungarischen Volkes an. Konzeptionell widerspiegelt er gewissermassen etwas von der Forschungsgeschichte des Faches und trennt analytisch die Bereiche «gesellschaftliche Kultur», «materielle Kultur» und «geistige Kultur», dem Leser mögliche Synthesen aber selbst überlassend. Die Ausführungen über die volkskundliche Fachgeschichte und die Herausbildung wissenschaftlicher Organisationen, Organe und Exponenten sind sehr informativ. Sie stellen heraus, dass die Beschäftigung mit den materiellen Überlieferungsgütern später erfolgte als jene mit der Folklore, zeigen das Entstehen ethnographischer Gesellschaften und ihrer Aktivitäten und Dokumentationsreihen (Enzyklopädien, Sammelwerke, Archive, Lexika, Jahrbücher, Atlanten, Zeitschriften usw.) und gewähren Einblicke in den gegenwärtigen Forschungsbetrieb im Rahmen von Universitäten (Budapest, Debrecen, Szeged) und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Von zentraler Bedeutung ist auch der stark geförderte Ausbau einer Vielzahl von Freilicht-, Stadt- und Provinzmuseen. In regelmässigen Ausstellungen und Publikationen dokumentieren sie das kulturelle Erbe einer Nation, die von einer eindrucklichen Vielfalt ethnischer Gruppen, Minderheiten und Kulturlandschaften geprägt ist, sei dies in Westungarn (Transdanubien), in Oberungarn, in der Ungarischen Tiefebene oder in Siebenbürgen.

Was die «*gesellschaftliche Kultur*» (S. 57–132) betrifft, scheint deren ethnographische Erforschung bisher eher vernachlässigt. Summarisch abgehandelt werden hier die Klein- und Grossfamilie, das Geschlecht, die Sippe, die Verwandtschaft und Pseudoverwandtschaft, die Nachbarschaft sowie die historisch-hierarchisch abgestuften Klassen und Schichten der ungarischen Dorfbevölkerung. Adlige, Grossbauern, Mittelbauern, das Landproletariat, Saisonarbeiter, Deputanten, Erdarbeiter, aber auch das Gesinde und die Handwerker, um nur einige Kategorien zu nennen, werden in ihren Gemeinschaftsarbeiten und Lebensstilen porträtiert. Unter ihnen nehmen die Arbeiterwanderungen (19. Jahrhundert) wegen des Kulturaustausches eine besondere Stellung ein.

Die Ausführungen über die «*materielle Kultur*» (S. 133–458) nehmen den grössten Raum ein und können auf einen fast unerschöpflichen Überlieferungsfundus abstützen. Da die Verfasser immer wieder die Prägungskraft durch die geistige Kultur nachweisen wollen, begnügen sie sich nicht mit einem Inventar von Sachgütern. Siedlung und Hausbau, Gewinnung der pflanzlichen und tierischen Rohstoffe, Ernährung,

Volkstrachten und die dekorative Volkskunst liefern ihnen als Gliederungsstützen ein Gerüst, welches eine beeindruckende Differenzierung erfährt: Von Gemarkungen, Dachkonstruktionen, Getreideverarbeitung, Behandlung kranker Tiere, Mahlzeitenzubereitung bis zu den kleinsten Bestandteilen typischer Trachtenstücke und den Gewerben und der Produktion der Volkskunst findet man fast die gesamte objektgebundene Erscheinungswelt, und auch der brauchmässig-mentalistiche Umgang mit ihr (Vorstellungen, Wissen, Techniken usw.) wird evoziert.

Beim Überbaukomplex der *«geistigen Kultur»* (S. 459–742) kann der Leser innerhalb der Ausdrucksbereiche von Volksdichtung, Glaubenswelt und Brauchkultur den historischen Entwicklungen und Merkmalsreihen folgen. Die Folkloristik erfährt erwartungsgemäss (Lehrstühle) die stärkste Gewichtung; sie hat in der Volksmusik, im Liedgut und im Balladenkorpus offenbar eine reiche Varietät ausgeformt. Ihnen gegenüber nehmen sich die Brauchpraktiken im Jahres- und Lebenslauf sehr bescheiden aus!

Das kurze Abschlusskapitel über die *«Vergangenheit und Zukunft der ungarischen Volkskultur»* (S. 743–765) verortet zugleich die besondere Stellung der ungarischen Volkskunde, sei es mit Blick auf eine europäische wie auf eine sozialistische Ethnographie. Die Rückständigkeit der sozialen Entwicklung der ungarischen Bauernschaft gilt historisch als zentral. Es scheint, dass die materielle, d. h. von ökonomisch-sozialen und historisch-geographischen Gegebenheiten geprägte Kultur weniger archaische Züge bewahrt hat als die geistige Kultur. Für die *«Verspätung»* wird dies bedeutsam, *«weil an dieser ungarischen Umschlagstelle zwischen Orient und Okzident die kulturelle Vermittlung, Neuschöpfung und Umgestaltung ständig aktiv war»* (S. 750). Vom Hauptmoment volkskultureller Überlieferungen bezieht die ungarische Volkskunde ihren spezifischen Wissenschaftsauftrag: Sie versteht sich als ausgeprägt historische Ethnographie und spürt den überlieferten Leistungen, Formen und Funktionen der bäuerlich-traditionellen Volkskultur nach, um deren Rolle im sozialistischen Gesellschaftssystem der Gegenwart zu bestimmen. Dass ein solcher Zugriff andere Kultursegmente – wie z. B. Medienkonsum, Folklorismus, Tourismus, Freizeitgewohnheiten, städtische Lebensformen usw. – zwangsläufig aussperrt, liegt auf der Hand. Bei der *«städtischen Kultur»* stellen die Verfasser etwa die *«sentimentale Schundliteratur, kitschige Filme und ebensolche Musik»* als bedenkliche, weil unechte Weiterentwicklung der Kultur hin, oder sie verwerfen die modische Tendenz vieler Ungarn, *«die Wohnungen mit einer Überzahl von Volkskunstgegenständen vollzustopfen»* (S. 764) als dilettantisch-imitatorischen Missbrauch der echten dekorativen Volkskunst. Hier widersprechen sich die Ethnologen vielleicht selbst, sagen sie doch auch, es sei *«nicht ihre Sache, zu entscheiden, was für die Kultur der Zukunft von Wert ist»* (S. 756), sie hätten nur *«Vorarbeiten»* für die Nutzbarmachung *«progressiver Traditionen für die Zukunft»* zu leisten. Leider erfährt der kritische Leser gerade über diesen interessanten Vorgang der Selektion und Integration volkskultureller Elemente und Werte in die sozialistische Gesellschaft, von dem einleitend auch die Rede ist (S. 14), sehr wenig.

Dies schmälert den Wert der gehaltvollen und für deutsche Leser willkommenen *«Ungarischen Volkskunde»* nicht, in die man eigentlich überall einsteigen oder die man auch als Nachschlagewerk benützen kann. Die herangezogene Fachliteratur findet sich in einem *Anhang* (S. 766–866). Sie ist kapitelweise, zumeist nach chronologischem Erscheinen, zusammengestellt, was sich hier angesichts eines fehlenden Personenregisters negativ auswirkt. Demgegenüber sind das Verzeichnis der Quellen und sonstiger Daten der Abbildungen, der Quellennachweis der Schwarzweiss- und Farbbilder (bis auf die fehlenden Datierungen), vor allem aber das sorgfältige Fach-, Sach- und Ortsregister, sehr hilfreich. Nützliche Dienste leisten auch ein Verzeichnis der wichtigsten Fachzeitschriften und Jahrbücher (leider ohne Erscheinungsjahre) und eine Namenliste von ehemals ungarischen Ortschaften. Bei der imponierenden Leistung dieser *«Ungarischen Volkskunde»* bleibt die Frage offen, warum die etwa fünf Millionen ausserhalb der Landesgrenzen lebenden Ungarn (mit ihrer Geschichte!) nicht thematisiert wurden und auch, warum die in anderen Ländern geleisteten Forschungsarbeiten zur Volkskunde Ungarns kaum Berücksichtigung fanden.

Ueli Gy

MÄRCHEN AUS DEM TESSIN. Herausgegeben und übersetzt von *Pia Todorovič-Strähl*. 1. Aufl. Köln: Diederichs 1984. 280 S., 1 Karte (Märchen der Weltliteratur).

Im Frühjahr erschien in der Reihe «Märchen der Weltliteratur» ein neuer Band – Märchen aus dem Tessin. Pia Todorovič-Strähl, die Herausgeberin (irrtümlicherweise wird Ottavio Lurati als Mitherausgeber genannt), ist in den späten siebziger Jahren beim Aufnehmen von Kinderversen auch auf eine lebendige Erzähltradition gestossen. Um Märchen, besonders Legenden- und Sagenmärchen handelt es sich aber nur bei einem Teil der Geschichten. Die Herausgeberin sagt selbst, dass heute vor allem noch Schwank, Witz, Sage und Dorfgeschichte lebendig sind. Hier muss betont werden, dass diese Einteilung immer erst von den Sammlern/Sammlerinnen gemacht wird und nie von Erzählern/Erzählerinnen selbst.

*Hans-Jörg Uther*, der ein Typen- und Motivregister erstellt hat, fand Nachweise für jede Geschichte. Obwohl es sich um bekannte Motive handelt, haftet den Geschichten viel «Tessintypisches» an. Von Hunger ist die Rede, von Armut und Auswanderung nach Amerika oder Brasilien. Die Abgeschiedenheit der Bergtäler steht im Kontrast zum Markt in den Städten, zu dessen Besuch sich die Männer die Schuhe anziehen. Aus dem Val Colla kommen z.B. die typischen Kesselflicker; und der Däumling wird hier einmal aus einer Kastanie geboren. Gleich mehrere Tiermärchen handeln vom Fuchs und vom Wolf, wobei der Fuchs den Wolf immer überlisten kann, sei es beim Milchstehlen auf der Alp oder beim Nähen der geplatzten Hosen. Der Herrgott und der heilige Petrus sind ein anderes beliebtes Paar. Auf ihren Wanderungen ist der Herrgott manchmal «zu Streichen aufgelegt», und der arme Petrus muss am Ende die Schläge einstecken. Zwei Geschichten handeln vom bösen Bergvolk der Cröisc, eine andere vom Dummling, der sich seinen Auftrag dauernd vorsagen muss und so einige Verwirrung stiftet. Die Schwänke und Schildbürgerstreiche sind nicht zimperlich, und wer zu Schaden kommt, braucht für Spott nicht zu sorgen. Im Gegensatz zu den Märchen der Brüder Grimm oder jenen von Giuseppe Zoppi sind die vorliegenden nach Auffassung der Herausgeberin nicht manipuliert. Wo aber beginnt Veränderung bei der Niederschrift von mündlichen Texten? Im Nachwort beschreibt Pia Todorovič-Strähl den Erzählstil ihrer Hauptinformantin Jolanda Bianchi-Poli ausführlich: die Gesten, die Intonation, das Tempo, die lautmalerischen Elemente und die Ausrufe. Anlässlich der Buchvorstellung in Ascona war Gelegenheit, Jolanda Bianchi-Poli erzählen zu hören. Leider wirken die schriftlichen Fassungen lange nicht so lebendig wie die Erzählungen der ehemaligen Hausangestellten. Das mag auch daran liegen, dass die Geschichten übersetzt werden mussten. Am Schluss des Buches befinden sich zwei Märchen in Originalfassung: Das eine von Luigia Carloni-Groppi, das andere von Oscar Keller schriftlich in dialektalen Varianten festgehalten. Wenigstens ansatzweise wird hier mit der Tradition gebrochen, dass die Tessiner Erzählungen zuerst in deutscher Sprache erscheinen, bevor sie einen Verleger finden, der sie in Italienisch oder gar in Dialekt herausgibt.

Die Geschichten in diesem neuen Märchenbuch stammen aber nicht alle aus dem Repertoire der gleichen Erzählerin. Vieles hat Giuseppina Ortell-Taroni in ihrer Familie und in der Umgebung von Melide gesammelt und für dieses Buch zur Verfügung gestellt. Eine weitere Quelle ist die 1911 entstandene schriftliche Dialektsammlung der Lehrerin Luigia Carloni-Groppi aus Rovio. Hier wurden vor allem bisher unveröffentlichte Geschichten ausgewählt. Im Nachlass des Sammlers Walter Keller, bei Vittore Pellandini und beim Dialektforscher Oscar Keller wurden weitere Geschichten gefunden. Auch Ottavio Lurati steuerte, wie schon im Band «Schweizer Volksmärchen» der gleichen Reihe, einige Erzählungen bei.

Eine letzte Besonderheit bleibt zu erwähnen: Die Hauptverantwortlichen dieses Bandes, von der Redaktorin über die Sammlerin und Herausgeberin bis zu den Erzählerinnen, sind alle Frauen.

Vreni Traber

REINHARD HALLER: Herrgotten und Heilige. Volkstümliche Schnitzkunst in der Oberpfalz. Regensburg: E. Pustet Verlag 1982. 232 S., 101 Abb., Textill.

Die Landschaft Oberpfalz ist noch heute reich an kulturhistorisch wertvollen Sachgütern und Brauchformen. Dem rührigen und ideenreichen Bezirksheimatpfleger der Oberpfalz, Dr. Adolf J. Eichenseher, gebührt das Verdienst, diese Schätze einer breiteren Öffentlichkeit in der Reihe «Oberpfälzer Kostbarkeiten» zugänglich zu machen.

In dieser Reihe hat der vielseitig ausgewiesene Volkskundler Reinhard Haller, der Auswandererschicksalen in Nordamerika in seinen Veröffentlichungen ebenso nachgeht wie Brauchformen, Bergbau und vor allem zahlreichen Bereichen volkstümlicher Kultur (Totenbrett, Hinterglasbild, Schnitzereien) sein jüngstes Werk publiziert. Die vorliegende Untersuchung zur volkstümlichen Schnitzkunst in der Oberpfalz – vom Verlag mundartlich-plakativ «Herrgotten und Heilige» betitelt – erfasst als Pilot-Studie erstmals die volkstümlich-religiöse Holzschnitzkunst einer Landschaft in ihren funktionalen Bezügen, analysiert sie und bereitet das Material überschaubar durch Bilddokumente, Listen und Register auf. Das Ergebnis ist frappierend und unerwartet. Rund fünfhundert Oberpfälzer Bildhauer und Schnitzer lebten und wirkten über drei Jahrhunderte hinweg bis heute in der Oberpfalz. «Gleichberechtigt neben der Hinterglasmalerei, der Schmiedekunst, der Möbelzier und der Keramik eröffnet die volkstümliche Bildschnitzerei ... einen neuen Aspekt für eine Region ...» (S. 11). Sie wird ausserhalb der grossen Städte registriert, dokumentiert und überrascht durch ihre Fülle. Die traditionellen Bildinhalte und -vorlagen leben bis heute in der Schnitzkunst weiter.

Der Verfasser ist sich der Implikationen einer herkömmlichen Volkskunsttheorie bewusst. Er kennt die Wissenschaftsgeschichte und weiss sein Thema als Erstuntersuchung zu volkskünstlerischen religiösen Erzeugnissen einer Region auf Archivarbeit und Feldforschung verwiesen. Doch gerade die Gegenwart hat durch ihre Wegwerfmentalität in den Jahren 1960 bis 1970 zahlreiche Kreuzfixe und Statuen dem Müll oder Antiquitätenhändlern überantwortet. Das umfangreiche Register fasst erstmals Sozialdaten und Werkangaben der Schnitzer zusammen. Die Einzelforschung kann von hier auf Angaben der Fragebogenaktion zurückgreifen, die in den einzelnen Gemeinden durchgeführt wurde. Der Rücklauf der Umfrage war hoch (80%)!

Die flächendeckende Untersuchung gliedert sich, nach Hinweisen zu Geschichte und Landschaften der Holzschnitzkunst, in die Analyse der Hersteller (Hausfleisschnitzer, Nebenerwerbs- und Vollerwerbsschnitzer) bis heute, erfasst den Weiterverkauf in den unterschiedlichsten Handelsformen und interpretiert die Käufer-schichten (S. 27–82). Bildinhalte, Typologien und Motive werden im Darstellungskreis vorgestellt (S. 83–107). Dabei überwiegen auf Grund der Wechselbeziehung zur Volksfrömmigkeit christologische (Geburt und Passion) und marianische Darstellungen. Sie alle werden in Auswahl durch Schwarzweissphotos gut dokumentiert (S. 112–160) und weisen auf unterschiedliche Funktionen der Figuren im Haus, auf dem Glöckelturm, in der Kapelle oder als Dorfkreuz und Flurdenkmal hin. Im bäuerlichen Brauchtum (Hausbrauch) oder in volkstümlichen Erzählformen spielten «Herrgotten und Heilige» eine Rolle. Sie werden vom Verfasser übersichtlich zusammengestellt.

Die vorbildliche Gestaltung des Buches durch den Verlag Friedrich Pustet, Regensburg, die ausführlichen Register, vor allem aber das alphabetische Verzeichnis aller Schnitzer der Oberpfalz machen das Buch zu einem Nachschlagewerk für das Holzschnitzgewerbe in der Oberpfalz. In seiner überlegten Anordnung ist es vorbildlich für ähnliche Untersuchungen in anderen Landschaften. Klaus Guth

ENCYCLOPÉDIE ILLUSTRÉE DU PAYS DE VAUD. La vie quotidienne I: Les âges de la vie, t. 10. Publié sous la direction de *Jean-Pierre Vouga* avec la collaboration principale de *Paul Hugger*. Lausanne: 24 Heures 1982. 255 S., Abb., Taf.

Im vorliegenden 1. Teil von *La Vie quotidienne* geht es in erster Linie um eine Beschreibung der verschiedenen Etappen im Leben des einzelnen Menschen, angefangen bei der Geburt, bis zum Tod, respektive bis zum Weiterleben in der Erinnerung. In *La Vie quotidienne II* (Band 11 der Encyclopédie) soll im speziellen das tägliche Leben in seinen gesellschaftlichen Bezügen (Wohnen in ländlichen bzw. städtischen Verhältnissen, Bekleidung, Ernährung, Vereinsleben, Feste, Sport, sprachliche Besonderheiten usw.) beschrieben werden.

Um in diesem ersten Teil ein möglichst wirklichkeitsnahes Bild des täglichen Lebens im heutigen Waadtland zu entwerfen, kommen die Bewohner selber zu Wort. In 120 Sitzungen, abgehalten 1976 und 1977, wurden 348 Leser der Encyclopédie, eingeteilt in 16 regionale Gruppen, aufgefordert, über ihre Erfahrungen und Beobachtungen zu berichten. Die Gespräche (im ganzen 309 Stunden) wurden alle auf Tonband aufgenommen und transkribiert. Mit der grossen Aufgabe, dieses reichhaltige Material zu sichten, zu ordnen und eine Auswahl zu treffen, wurde *Paul Hugger* betreut, der seinerseits mit zahlreichen weiteren persönlichen Umfragen überall ergänzte, wo Lücken bestanden oder Unsicherheiten wegen zweifelhafter Aussagen usw. auftauchten. Die Auswertung eines Fragebogens, ausgefüllt von 800 Personen, bildet eine weitere Ergänzung. Wertvolle Streiflichter werfen ebenfalls die Auszüge aus Werken zahlreicher Schriftsteller, wie z.B. Jacques Chessex, Alice Rivaz, C.F. Ramuz u.a.m., die ihre Mitmenschen oder sich selbst treffend beschrieben haben.

Es geht im vorliegenden Band darum, die gegenwärtigen Lebensweisen der Waadtländer darzustellen. Aber das konnte natürlich nicht eine Momentaufnahme aus dem Jahr 1982 bedeuten. Unwillkürlich kommt die Rede immer wieder auf frühere Zeiten, auf Erinnerungen aus der Kindheit und auf Berichte der Grosseltern usw. Es werden Vergleiche angestellt, eine Entwicklung zeichnet sich ab. Und das ist das Faszinierende an diesem Buch: Diejenigen, die den Umbruch der letzten Jahre selber miterlebt haben, berichten hier. Von Umbruch ist nämlich immer wieder die Rede, im positiven wie auch im negativen Sinn. Der Schule im alten Stil wird z. B. kaum nachgetrauert, ebensowenig wie den Tabus in der Beziehung der Geschlechter zueinander. Wenn von Bräuchen die Rede ist, die bis vor wenigen Jahren noch lebendig waren, schwingt fast immer ein Ton des Bedauerns mit, aber immer wird wieder betont, dass vielfach die persönliche Freiheit grösser geworden ist (siehe z.B. den Abschnitt «Nostalgie de la vie paysanne», S. 168 ff. oder die Berichte über den «Charivari», S. 79 ff.). Andererseits wird fast allgemein der eingeschränkte Lebensraum der Kinder beklagt.

Versuche, alte Traditionen neu aufleben zu lassen, scheinen selten zu sein, zeigen aber doch, dass das Bedürfnis und der Wille vorhanden sind, menschliche Werte nicht einfach der fortschreitenden Technik zu opfern.

Vielleicht zeigt das Kapitel über den Tod am deutlichsten, welche Unsicherheiten der Verlust von festen Gewohnheiten mit sich bringt. Die Gefahr, dass blosser Formalitäten die alten Riten ersetzen, wird sehr stark empfunden. Aber gleichzeitig wird bewusst, dass einer unheilvollen Entwicklung Einhalt geboten werden muss – falls das noch möglich ist.

So wird dem Leser nicht nur ein Bild des gerade wegen der vielen individuellen Lösungsversuche äusserst farbigen Lebens gezeigt, er wird gleichzeitig Zeuge eines Bewusstwerdungsprozesses, den die 348 Gesprächsteilnehmer zweifellos erlebt haben.

Zahlreiche z.T. farbige Abbildungen lassen den Betrachter manchen Blick in die Vielfalt des täglichen Lebens werfen (siehe z.B. das Kapitel «La Vie de Famille», wo die Atmosphäre im Bild oft viel besser eingefangen wird, als das mit Worten möglich wäre).

Nicht zuletzt dank der sorgfältigen und kompetenten Arbeit von Paul Hugger kann das Experiment, ein Buch vom Volk fürs Volk schreiben zu lassen, als durchaus gelungen bezeichnet werden.

Christine Wiesner-Kopp

WALLFAHRT, PILGERZEICHEN, ANDACHTSBILD. Aus der Arbeit am Corpuswerk der Wallfahrtsstätten Deutschlands: Probleme, Erfahrungen, Anregungen. Mit Katalog und Abbildungen der baden-württembergischen Wallfahrtsbildchen in der Sammlung Hofmann, Würzburg. Hg. v. *Wolfgang Brückner*, mit Beiträgen von Alois Döring, Hans Dünninger, Heidemarie Gruppe, Beate Plück und Horst Schopf. Würzburg und München: Bayerische Blätter für Volkskunde und Bayerisches Nationalmuseum 1982. 281 S., 176 Abb. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 14).

Dieser Band geht zurück auf ein Symposium, das am 18./19. Juli 1981 anlässlich der Ausstellung «Barock in Baden-Württemberg» in Bruchsal abgehalten wurde; ich hatte Gelegenheit, daran als interessierter Zuhörer teilzunehmen. – Diskutiert werden zwei von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekte «Pilgerzeicheninventarisierung» und «Wallfahrtsinventarisierung». Solcherlei Projekte wachsen oft aus einer ursprünglichen Ein-Mann-Arbeit heraus, so die Pilgerzeichenforschung von Kurt Köster, Frankfurt; in der Schweiz blieb die «Wallfahrts- und Votivaktion» von Ernst Baumann (1905–1955) wegen des frühen Todes des Initiators unvollendet und würde heute ein ähnliches Unternehmen erheischen, wie es die Universität Würzburg für Hessen, Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg leistet.

Neben verschiedenen Aufsätzen, die Probleme bei der Material-Erhebung und Aufarbeitung behandeln, sind Abbildungen und Katalog der Wallfahrtsbildchen aus der Sammlung Hofmann besonders aufschlussreich. Gewiss, die schwarzweissen Reproduktionen geben nur eine schwache Vorstellung, sie reichen jedoch aus, um – auch mit Hilfe anderer Aufsätze im Band – die Sammlung gut bewerten zu können.

Ausser bildlichen werden auch literarische und archivalische Quellen ausgeschöpft. Welche Probleme dabei entstehen, wenn der Staat aus administrativen Gründen historisch gewachsene Ortskomplexe auflöst bzw. neu zusammenfügt (in der Namengebung), so dass jahrhundertealte Namen verschwinden, zeigt ein Beitrag von Horst Schopf. Dass uns in der Schweiz das Gleiche blühen kann, war kürzlich am Beispiel Freiburgs i. Üe. zu erfahren: Im gleichen Monat, da Band 4 des «Inventars der neuen Schweizer Architektur 1850–1920» erschien (1982), erliess die Stadt Freiburg, die im betreffenden Band enthalten ist, eine Verordnung betreffend Änderung von Strassennamen und Umnummerierung von Häusern, so dass ein Grossteil der Angaben im Buch heute schon nicht mehr zu identifizieren ist!

Obwohl einige Autoren es auch anderswo schon geschrieben haben, wäre in diesem Sammelband eine neuerliche Umschreibung, wenn schon nicht Definition dessen, was sie unter Wallfahrt verstehen – unter Abgrenzung von verwandten Formen – sehr wünschenswert gewesen.

Iso Baumer

CHRISTIAN LALIVE D'EPINAY, MICHEL BASSAND, ETIENNE CRISTE, DOMINIQUE GROS: Temps libre. Culture de masse et cultures de classes aujourd'hui. Lausanne: Ed. Pierre-Marcel Favre 1982. 264 S., Graphiken und Tabellen (Collection «Regards sociologiques»).

Das Freizeitproblem, dem diese soziologische Studie gewidmet ist, muss auch die Volkskunde interessieren. Es gab einmal eine Zeit, da man sich sein Spielzeug selbst herstellte, da Spielen noch kein Geschäft war, da die Freizeit nicht gesetzlich reglementiert war, da der Gebrauchswert höher stand als der Tauschwert (S. 239). Und heute: Die gesetzliche Arbeitszeit bestimmt gleichzeitig die tägliche, wöchentliche und jährliche (Ferien-)Freizeit, jedermann kann sich angeblich aus einem riesigen Angebot «persönlich zugeschnittener» Ferien auswählen, was ihm passt, und die Behörden bemühen sich neustens, der Jugend mit einem «Ferienpass» die langen Ferien überbrücken zu helfen.

Ist der Slogan «gleiche Ferien (Freizeit) für alle» zutreffend? Oder reproduzieren Ferien und Freizeit nicht doch die Arbeitsverhältnisse? Das ist die zentrale Frage des Buches, die auf Grund einer in der ganzen Schweiz durchgeführten Umfrage aus dem Jahre 1974 untersucht wird. Es stellt sich heraus, dass Art, Dauer, Ort und Zeit der Ferien (der Freizeit) nach Geschlechtern, sozialer Schicht und Alter ganz verschieden sind – was man ja ahnen konnte; aber die prozentualen Anteile und die Verschie-



bungen innerhalb der Kategorien sind aufschlussreich. Es schälen sich zwei Subkulturen heraus, die der Jungen und die der Alten, die im grossen ganzen einen je abweichenden Typ von Freizeit- und Feriengestaltung aufweisen.

Gewisse Einwände, die man der Arbeit gegenüber anbringen möchte, nehmen die Autoren selbst vorweg: Sie haben z.B. unter etwa fünfzig Formen der Freizeit-Beschäftigung alle dem Bereich Meditation, Gebet, Gottesdienst zugehörigen «ver-gessen», was regional, alters- und geschlechtsmässig interessante Unterschiede hätte aufzeigen können. Man hat auch zu wenig differenziert innerhalb der einzelnen Kategorien; z.B. «ins Restaurant gehen» kann je nach Sozialschicht, Quartier, Anlass sehr verschieden aussehen.

Der Vorzug des Buches – die stringente theoretische Interpretation der statistischen Daten – ruft geradezu nach einer volkswissenschaftlichen Ergänzung. Die Autoren weisen einmal selbst darauf hin (S. 154), dass es nicht so sehr auf das Objekt ankommt, dem der Mensch sich zuwendet, als vielmehr auf das Verhältnis des Menschen zum Objekt, auf die Art seiner Produktion wie seiner Konsumation: *culture-action*, nicht *culture-objet* sollte im Zentrum stehen; man müsse immer auch fragen: *à quel effet?* (... wird ein Objekt hergestellt, erworben, verwendet?). Damit ist der Funktionalismus angesprochen, den schon Richard Weiss forderte, nicht Tracht, sondern Tragen; nicht Wohnung, sondern Wohnen; und man kann beliebig weiterfahren: nicht Wallfahrt, sondern Wallfahren, nicht Gebet, sondern Beten – um den im Buch vernachlässigten Bereich anzusprechen. Und hier genau hat die Volkskunde einzuhaken: beschreibend, analysierend, interpretierend.

Das Buch ist fesselnd zu lesen, vor allem auch im ersten Teil (Der Wandel der industriellen Gesellschaften). Die trockenen Zahlen und Graphiken sind aufgelockert mit literarischen oder historischen Texten und reizenden Vignetten aus Brueghels «Kinderspielen». Die Art der Fragestellung und die Durchführung der Umfrage, der Auswertung und der Interpretation zeigen, wie eng Soziologie und Volkskunde zusammenarbeiten können. Man wird das Genfer Institut für Soziologie und seine Arbeiten mit Vorteil weiter im Auge behalten. Iso Baumer

KAPELLE ST. LEONHARD BAD RAGAZ. Festschrift zur Vollendung ihrer Restaurierung 1980–1981. Hg. von der Katholischen Kirchgemeinde Bad Ragaz. Mels 1983. 56 S., Abb.

Wir heben aus dieser gediegenen Schrift zwei Beiträge hervor: Der eine stammt vom St. Galler Stiftsarchivar *Werner Vogler*, der andere vom Bad Ragazer Pfarrer *Bruno Kutter*, beide von der Wallfahrt handelnd, in Geschichte und Gegenwart. Werner Vogler hat ein Auge für volkswissenschaftliche Belange; ich erwähne nur den Aufsatz: Wachsmodel und Wachsarbeiten aus sanktgallischen Frauenklöstern (Volkskunst, 5. Jg. [1982], Heft 4, S. 229–234. Abb.). – Wir lesen von der Kapelle, die 1412 geweiht wurde, von der Gewährung eines Ablasses, von den zielbewussten Landkäufen, um aus den Natural- und Zins-Erträgen einen Pfleger bzw. Propst erhalten zu können, von der Ausschmückung der Kirche durch Fresken und später Renaissance-Altäre (die 1945 entfernt und jetzt wieder hineingestellt wurden), von den Prozessionen der umliegenden Dörfer; nach einer eher stillen Periode im 19. Jahrhundert kam das Kirchlein im 20. Jahrhundert zu neuen Aufgaben und, nach der Wiederentdeckung der Fresken 1945, zu neuem Wallfahrts-Aufschwung.

Auch die andern Aufsätze des Bändchens, vor allem kunstgeschichtlicher und archäologischer Art, mit z.T. farbigen Abbildungen, sind lesenswert. Iso Baumer